

Inzwischen hat zum wenigsten für den Spielfilm das Werk „Monsieur Vincent“ die Möglichkeit einer wesentlichen Gestaltung dargetan. Sind damit aber die filmischen Möglichkeiten erschöpft? Die beiden andern Grundkategorien, die gegenwärtig in der Filmarbeit üblich sind, der bloße Reportagefilm und der Kulturfilm, kommen freilich nicht in Frage. Sie zuerst geben in ihrer Eigenart dem obigen Einwand recht. (Denn Reportage wird doch primär „Vorübergehendes“ fassen, und der traditionelle Kulturfilm wird geneigt sein, im Grunde einen neutralen Wohlfahrtsfilm zu formen, bei dem die religiöse Bestimmtheit nur wie ein auswechselbares Vorzeichen erscheint.) Einer Filmgattung aber, die in ihrer Eigenart sich langsam gegenüber der Reportage und dem Kulturfilm abhebt, dem Dokumentarfilm, vermag sich dieser Bereich zu öffnen, freilich einem Dokumentarfilm, dem es nicht so sehr darauf ankommt zu „belegen“, als zu „bezeugen“.

In diesem Sinne hat im Auftrage des Deutschen Caritasverbandes H. A. Lettow, früher Kultur-Regisseur der Tobis und künstlerischer Gestalter des so erfolgreichen Tibet-Filmes, den Caritasfilm „Antwort des Herzens“ gedreht, der das Große versucht, etwas von der Liebeskraft des christlichen Herzens im Bilde sichtbar zu machen. Jeder soll an diesem Film prüfen, ob sich die christliche Liebe inmitten des modernen Lebens mit seiner Organisation, seiner Technik und seinem Riesenelend noch bewährt. Aber jeder soll auch prüfen, ob er sich selbst in der christlichen Liebe bewährt. Das Werk nennt sich in seinem Untertitel „eine filmische Sinfonie vom guten Willen“ und charakterisiert damit seine eigentümliche Form. Es läßt in jedem seiner Teile und Vorgänge Wesentliches der christlichen Liebe aufklingen und zu einem großen Ganzen zusammenklingen. Wohl gibt es auch Tatbestände der Wirklichkeit durch lebensvolle und anschauliche Vorgänge aus der Welt der kirchlichen Liebestätigkeit, aber ihm geht es um mehr, ihm geht es darum, das Geheimnis christlicher Verwirklichung erkennbar zu machen.

Alle filmischen Ausdrucksmittel, das Erfassen der Wirklichkeit durch das Licht, die Meisterung der Bewegung, die Zuordnung der Vorgänge im Schnitt, die Großaufnahme und die Gesamtschau, das Spiegeln und Niederschreiben, die Gleichzeitigkeit von Spiel und Wirklichkeit, das Überblenden und Überkopieren, sie alle müssen dazu dienen, inmitten dieser unserer sichtbaren Welt und ihrer Unzulänglichkeiten doch christliche Sinn-tiefe offenbar zu machen. Die Musik, die Professor Karl Höller, ein Schüler und Nachfolger von Haas, komponierte, ist dabei nicht bloße Untermalung oder Begleitung. Sie behält ihre eigene Würde und dient dem Bild in gewahrter Freiheit. Sie hilft in ihrer Art, daß wir inmitten alltäglichen Geschehens den tiefen und eigentlichen Sinn erkennen.

Ein sehr sparsamer Text (Dr. E. Reisch) läßt dem Bild, was des Bildes ist, und gibt doch durch das Wort, was nur im Wort erkannt werden kann. Wohl zweitausend Menschen haben bereitwillig mitgeholfen, daß dieser Film aufgenommen werden konnte.

Politiker, Filmleute und Persönlichkeiten aus Kirche und Freier Liebestätigkeit, die bisher Einblick in das Entstehen des Filmes nehmen konnten, waren überzeugt, daß hier ein eindrucksvolles Werk gestaltet ist.

Am 5. Januar hat in Anwesenheit von Kardinal Faul-

haber die Uraufführung des Filmes am Herstellungsort in München stattgefunden.

Am 6. wurde er in Augsburg, am 8. in Regensburg und Bamberg, am 14. in Stuttgart und am 17. in Freiburg gezeigt. Die Hochwürdigsten Bischöfe haben überall Gelegenheit genommen, den Film anzusehen, und sich wie der Kardinal selbst sehr erfreut und zustimmend über den Film geäußert. Dem Heiligen Vater ist eine Kopie des Filmes bereits überreicht worden, und er wird sich ihn noch im Januar vorführen lassen. Auch in Bonn wird er Ende Januar im Kreis der daran interessierten Regierungs- und Bundestagsmitglieder durchgeführt werden.

Bei der Vorführung vor der freiwilligen Filmkontrolle in Wiesbaden erhielt er das Prädikat „besonders wertvoll“.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus Süd- und Westeuropa

**Das Heilige Jahr
als Anfang
des Weltfriedens**

Papst Pius XII. empfing am 24. Dezember das gesamte diplomatische Corps der Vatikanstadt, um an es eine kurze Ansprache zur Eröffnung des Heiligen Jahres zu halten. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Zeugen des Eifers der christlichen Welt, mit uns den Beginn des Heiligen Jahres zu feiern, werden sich Ihre Exzellenzen nicht über die Notwendigkeit wundern, in der Wir uns befinden, durch diesen Kollektivempfang die traditionellen Audienzen zu ersetzen, die Uns gewöhnlich bei jedem Jahreswechsel das Vergnügen verschaffen, Uns mit jedem der Herren, welche die Nationen bei Uns beglaubigen, im besonderen zu unterhalten.

Das Ansehen Ihres illustren Diplomatischen Corps wird bei dieser Abänderung nichts verlieren, sich vielmehr, so glauben Wir, durch dieses herzliche Zusammentreffen all der hervorragenden Vertreter Ihrer jeweiligen Länder erhöht finden. Ein in dieser erregten Zeit sehr bedeutsames Zusammentreffen, das einen Lichtstrahl durch die Wolken hindurch wirft, die den Himmel noch immer verdunkeln.

Ist denn dieses Zutrauen so vieler Staatschefs, die Sie als Botschafter oder Minister oder Geschäftsträger zu diesem Apostolischen Stuhl, in diesen Vatikanstaat entsandt haben, dessen Bedeutung man nicht in statistischen Zahlen einfangen noch an der Ausdehnung seines Territoriums messen noch nach seiner bewaffneten Macht schätzen kann, nicht mitten in dieser allgemeinen Entwicklung der Menschheit und der Christenheit von tiefer und einleuchtender Bedeutung?

Sein Territorium, auf dem Sie hier vereint sind? Ein un-auffindbarer Punkt in den Atlanten und auf den Karten. Aber in der geistigen Ordnung ein Symbol von hohem Wert und universeller Geltung, Garantie der absoluten Unabhängigkeit des Heiligen Stuhls zur Erfüllung seiner Sendung in der Welt.

Seine Armee? Als materielle Wirklichkeit existiert sie kaum. Das Kriegspotential dieses Zwergstaates ist gleich Null, sein Friedenspotential dagegen unabsehbar. Und Unsre Hoffnung, die sich auf die Hilfe des Herrn, des Meisters und Freundes des Friedens, stützt, ist es, dieses Friedenspotential noch zunehmen zu sehen, zunehmen

bis zur vollkommenen Wirksamkeit zum Heil aller Völker.

Ja, dieses von der Vorsehung erwählte Stückchen Erde ist durch seinen geistigen Wert und durch die Kraft und Bedeutung seiner Strahlungskraft ein Brennpunkt, um den die Geschichte der Welt kreist, eine Wirklichkeit, ohne die die gesamte Entwicklung der Vergangenheit nur ein unerklärliches Rätsel wäre.

Nicht vergeblich bleibt also dieses kleine Territorium des Vatikans mit allem, was es an Sinn und Erinnerungen umschließt, eine Zitadelle des Friedens und der Versöhnung inmitten der furchtbaren Ereignisse der Gegenwart, wie auch eine große Zukunftshoffnung, eine feste Stütze, auf die sich die Blicke vieler richten, selbst solcher, die außerhalb der Kirche leben.

Sie aber, meine Herren, sind auf Grund Ihres hohen Ranges, Ihrer persönlichen Beziehungen in der Lage, sich als Augenzeugen eine klare und zutreffende Vorstellung von den wesentlichen Beweggründen zu bilden, die Unsre Absichten und Handlungen, Unsre Bemühungen und Unsre Mahnungen leiten. Sie können besser als andere erraten, wie groß Unsre Freude sein würde, wenn Wir sehen könnten, daß dieses Heilige Jahr den Beginn einer Neuorientierung der Geister und Herzen, einer Rückkehr der Verirrten zu einer richtigen Auffassung der wahren Grundlagen eines sicheren Friedens auf sozialem Gebiet und in den internationalen Beziehungen bilden würde.

Am Ende all der schmerzlichen Erfahrungen erwacht im gesunderen Teil aller Völker und aller Nationen das Verlangen nach Annäherung, nach geistiger Verbrüderung aller Menschen guten Willens, ein Verlangen, dessen innerste Aufrichtigkeit und wachsende Solidarität, Wir hoffen es, alle Spuren einer noch nahen Vergangenheit tilgen wird.

Setzen Sie, meine Herren, Ihre gemeinsamen Anstrengungen ein, eine so wohlthätige Entwicklung in allen Klassen der Staaten, die Sie so würdig vertreten, zu erhalten und zu stärken. Wir Unsrerseits rufen mit Unsern besten Wünschen auf Ihre Exzellenzen, Ihre Arbeiten, Ihre Staatsoberhäupter, Ihre Regierungen und Ihre Völker den Segen des Herrn, Quelle und Unterpfand des glücklichsten Gedeihens, herab.“

Der Briefwechsel zwischen Präsident Truman und dem Heiligen Vater zu Weihnachten

Zum Weihnachtsfeste hat der Präsident der USA, Harry S. Truman, folgendes Schreiben an den Heiligen Vater gerichtet:

Washington, den 17. Dezember 1949
Weißes Haus

Ew. Heiligkeit!

Die Aufforderung zum Frieden auf Erden und zum guten Willen unter den Menschen ist seit Jahrhunderten ergangen und hat dem Gedanken und der Tat eines jeden Menschen, der sein Leben im Sinne Gottes lebte, Richtung gegeben.

Die Bedeutung des göttlichen Aufrufes, der durch die Geburt und die Mission des Erlösers versinnbildlicht ist, wird trotz der häufigen Wechselfälle im Laufe der Jahrhunderte in der Geschichte in steigendem Maße ersichtlich. Er findet sich in dem Fortschritt, den der Mensch auf dem Wege zu einer besseren Welt gemacht hat. Er tritt in der menschlichen Hilfe zutage, die überall ersichtlich wird, wo es gilt, die Leiden von Männern, Frauen und Kindern

zu lindern. Er tritt in der Erreichung gegenseitiger ständiger freundschaftlicher und hilfreicher Beziehungen unter den meisten Völkern der heutigen Welt in Erscheinung, die in der Tat als gute Nachbarn leben. Er wird in den Bemühungen dieser Völker sichtbar, auch die Führer der wenigen Nationen zu überzeugen und zu ermuntern, die diesem Ruf nach einer erleuchteten und fortschrittlichen Weltordnung noch nicht folgen, die auf Moral, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit aufgebaut ist und durch die auch ihre Völker als gute Nachbarn leben und sich den anderen unzähligen Menschen in dem Bestreben anschließen könnten, eine Welt aufzubauen, die wirklich in Frieden lebt.

Möchten doch alle unter uns sich der glorreichen Beispiele erinnern, die uns der Erlöser durch sein Leben gab, damit wir uns von neuem in den Dienst der Menschheit stellen und in unseren Herzen wieder den inneren Frieden fühlen, der die Quelle des guten Lebens ist — den Frieden, der zur Verständigung führt. Einen gerechten und andauernden Frieden unter allen Nationen zuwegebringen, bleibt die große Aufgabe, die vor uns liegt und die unsere Hingabe erfordert.

Im Gedenken an das christliche Erbe und an die moralischen Grundsätze, die allein zu Gott und zur Wahrheit im Leben der weitverbreiteten Völkerfamilie und der Individuen führen können, sind die Vereinigten Staaten bereit, ihre Bemühungen der Schaffung einer friedlichen und fortschrittlichen Weltordnung zu weihen. Dies ist meine Botschaft an Sie zum gesegneten Tag des Jahres.

Harry S. Truman

Der Heilige Vater richtete daraufhin folgende Antwort an Truman:

Ew. Exzellenz!

Wir erhielten soeben Ihr freundliches Schreiben vom 17. Dezember 1949, das Uns durch Mr. Myron C. Taylor persönlich überreicht wurde.

Wenn Wir auch Ihren ehrenwerten persönlichen Vertreter freundlich empfangen haben, so drängt es Uns doch, Ihnen Unsere Anerkennung für die edlen Gefühle auszusprechen, die in Ihrer Weihnachtsbotschaft zum Ausdruck kommen.

Ew. Exzellenz haben mit Recht auf die großen Wohltaten hingewiesen, die der Menschheit durch die Geburt und die Mission des göttlichen Erlösers zuteil geworden sind.

Die Erlösung der Welt wird wahrlich nicht eher vollendet werden, bis die Menschheit — den Lehren und dem Beispiel Christi folgend — einsieht, daß alle Menschen Kinder des einen Vaters sind, der im Himmel ist, daß sie dazu bestimmt sind, durch die Vereinigung mit Seinem göttlichen Sohn, den Er zur Erlösung für alle gesandt hat, wahre Brüder zu werden.

Nur diese Brüderschaft, zusammen mit dem höchsten Gefühl der persönlichen Würde, gibt dem Menschen die Versicherung der wahren Gleichheit, die erforderliche Grundlage für die Gerechtigkeit.

Nur diese Brüderschaft garantiert die Gabe der wahren Freiheit in dem Genuß unserer Rechte und in der Erfüllung unserer Pflichten, gehorsam gegenüber den Geboten, die der Allmächtige Gott und sein göttlicher Sohn für die Moral und Heiligkeit des menschlichen Lebens erlassen haben.

Nur diese Brüderschaft erweckt, nährt und belebt in den Herzen der Menschen jene wahre Liebe, die den Druck und die Gewalt verabscheut, die sich sowohl bei den Völkern als auch bei dem einzelnen über den Egoismus erhebt, die fähig ist, für das Allgemeinwohl Opfer zu bringen und freigebig vom Eigenen an die Mittellosen zu verteilen und den Leidenden behilflich zu sein.

Dies sind die Grundlagen, auf denen der Friede erbaut werden muß, ein Friede, der wahr und beständig, gerecht und von Dauer sein muß.

Auf die Erreichung dieses Friedens waren all Unsere Bemühungen stets gerichtet; zunächst waren Wir bemüht, den Krieg zu verhindern; später wollten Wir seine Zerstörung und das daraus erwachsende Elend beschränken; und jetzt sind Wir bemüht, die traurigen Folgen zu mildern, die bis auf den heutigen Tag einen großen Teil der menschlichen Familie bedrücken.

Bei diesem wohltuenden Werk der christlichen Nächstenliebe denken Wir gern des herzlichen Verständnisses und der wertvollen Mitarbeit von Seiten des Volkes der USA, die zum großen Teil Ihr Verdienst ist. Wir sehen in dieser spontanen und großzügigen Freigebigkeit, die Wir allen als Beispiel hinstellen können, jenen guten Willen, der, gemäß der Weihnachtsbotschaft der Engel, Gott die Ehre gibt und den Frieden auf Erden hervorbringt.

Wir flehen das Licht, den Beistand und den Segen des Christuskindes sowohl auf die Person Ew. Exzellenz und auf Ihre Arbeit als auch auf alle Ihre Landsleute herab, die bestrebt sind, den Weg zu finden und zu verfolgen, der zu einer friedlichen Zukunft für die Menschheit führt.

Vatikan, am 20. Dezember 1949

Pius P. P. XII.

Theologiestudium für Laien in Italien

Seit Kriegsende ist unter den Gebildeten Italiens ein starkes Interesse für theologische Studien erwacht. Man

hat daher besondere Institute geschaffen, an denen Laien Theologie studieren können. Und zwar gibt es fünf solcher Institute mit akademischem Charakter: in Florenz, Padua, Neapel, Messina und Perugia. Außerdem gibt es vier volkstümlichere Institute in Viterbo, Assisi, Albano und Potenza. Diese besonderen Institute sind darum notwendig gewesen, weil die italienischen Staatsuniversitäten keine theologischen Fakultäten besitzen. Der italienische Staat, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Zeichen des Liberalismus entstanden ist, hat diese in seinen Hochschulen unterdrückt.

Eine glückliche Deutung von Joh 2, 4

In „La Vie Spirituelle“ (Août-Sept. 1949) wendet sich Chanoine Cadoux in einer Studie über „Die Hochzeit von

Kana“ gegen katholische Übersetzungen des „Quid mihi et tibi...“, die er eingangs einzeln anführt, von P. Lagrange über Fr. Mauriac bis Guardini, und die zur Begünstigung einer Tendenz dienen, Maria als eine gewöhnliche Frau hinzustellen, die mit Jesus nicht viel mehr als die leibliche Mutterschaft und den Glauben gemeinsam habe; Übersetzungen, die letztlich auf Luthers Text zurückgehen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“ Die Darstellungsweise des hl. Johannes, der in seinen geschichtlichen Szenen jeweils die übernatürliche Wirklichkeit des fleischgewordenen Logos durchscheinen lasse — so am Jakobsbrunnen c. 4 und bei der Auferweckung des La-

zarus c. 11 —, erfordere eine andere Übersetzung. Sie müsse im Einklang stehen mit der Tatsache, daß allein Johannes das enge Verbundensein Jesu mit der Mutter bis zum Kreuz auf Golgatha hervorhebe. Die irdische Hochzeit von Kana solle zweifellos auf die himmlische Hochzeit der Apokalypse (19, 7) hinweisen, auf den Bräutigam, der nun gekommen ist, wie die Propheten immer wieder verheißen, um die Seinen zum ewigen Mahle einzuladen. Die Bitte der Mutter um Wein und ihre sicheren Anweisungen an die Diener zeigten eine enge Vertraulichkeit mit dem Sohn. Das „Quid mihi et tibi“ sei jene Kurzsprache, in der wir Menschen mit Freunden reden, mit denen wir alles gemeinsam haben. Es beziehe sich sowenig wie das Wort von der „Stunde“, die noch nicht gekommen, nur auf den materiellen Wein und das äußere Mirakel, sondern auf den Wein der hl. Eucharistie, auf Jesu Blut zur Vergebung der Sünde und auf sein Kreuzesopfer, bei dem die Mutter wieder erscheint. So übersetze man am besten etwa so: „Was bedeutet mir und Dir“ das Weinbedürfnis dieser Hochzeiter, die den eigentlichen Bräutigam nicht erkennen (1, 10 f.). Wir (Jesus und die Mutter) meinen den Wein des Heils und die Hochzeit der Kirche mit ihrem Bräutigam, aber soweit ist es noch nicht. Nun geschieht im Einvernehmen mit der Mutter das Wunder, das auf das Mysterium hindeutet. Wenigstens die Jünger erkennen daraus die göttliche Herrlichkeit Jesu (V. 11) und lernen glauben. Das war der nächstliegende Sinn des Wunders, für Jesu Herrlichkeit zu wirken. Die Absicht der Mutter. Die Gäste merken das übernatürliche Ereignis sowenig wie hernach das Volk, das sich von der Brotvermehrung, dem anderen eucharistischen Wunder, nur sättigen und den Wundermann Jesus zum politischen König ausrufen will (6, 15 und 26). Cadoux sagt, die Mutter habe hier wie am Kreuz gezeigt, daß ihr Wille ebenso innig mit dem des Vaters verbunden war wie der des Sohnes. Er hätte noch auf 2, 12 hinweisen können, wo Johannes unterstreicht, daß Maria mit Jesus zieht; auch auf den Zusammenhang des Weinwunders mit 1, 16 f: die Gefäße äußerer Reinigung, die das Gesetz des Moses vorschreibt, werden zu Gefäßen der Gnade in Fülle. Damit wird schließlich die Ankündigung des Täufers 1, 33 bestätigt, er könne nur mit Wasser taufen, Jesus aber werde mit Heiligem Geist taufen.

Henri Matisse stiftet eine Kapelle

Der berühmte französische Maler Henri Matisse, heute einer der Altmeister der modernen Malerei, hat, als er 1944 schwer krank in einem Krankenhaus in Vence lag, versprochen, nach seiner Genesung zum Dank für die liebevolle Pflege dem Krankenhaus eine Kapelle zu bauen und vollkommen aususchmücken. Seit zwei Jahren hat er an den Entwürfen zu diesem Vorhaben gearbeitet, dann hat er einen Architekten und einen Unternehmer geworben. Am 12. Dezember ist nun mit dem Segen des Bischofs von Nizza und in Anwesenheit zahlreicher Teilnehmer der Grundstein zu dieser Kapelle gelegt worden. Henri Matisse selber hat wegen seines Alters an der Zeremonie nicht teilnehmen können.

Das Dach der Kapelle soll aus runden weißen und blauen glasierten Ziegeln hergestellt werden. Im Innern soll ein Kreuzweg die ganze Nordwand ausfüllen. Die Ostwand soll eine Madonna mit dem Kind auf Blumengrund einnehmen, die gegenüberliegende Wand ein heiliger Dominikus, alles mit schwarzen Strichen auf weißer Kera-

mik. Das Licht soll durch blaue, grüne und gelbe Scheiben eintreten. Die Arbeiten sollen in vier Monaten vollendet sein.

Kardinal Saliège über Fortschritt und Christentum

Bei Gelegenheit des Vorlesungsbeginns im Katholischen Institut in Toulouse hat Kardinal Saliège eine Ansprache

gehalten, in der er sagte:

„Man kann immer einen neuen Blick auf die Welt werfen, weil sie das Werk Gottes ist und darum einen Reichtum besitzt, der über jeden Zugriff des menschlichen Geistes hinausgeht . . . Darum erforderten die gegenwärtigen Umstände mit Dringlichkeit eine neue Fassung des Begriffs von Eigentum, Nation und Freiheit. Es gibt immer zu lernen. Es gibt immer zu entdecken. Der Schöpfer hat das Weltall unserer Forschung übergeben . . . Dadurch, daß wir Christen sind, ist unsere Verantwortung für den Fortgang der Welt nur um so größer.“

Folgerungen aus einem Konvertitenbuch

Im Jahre 1949 erschien in London ein Sammelwerk, in dem fünfzehn Konvertiten, zumeist bekannte Persönlichkeiten

Englands und Amerikas, ihren Weg zur katholischen Kirche schildern. (The road to Damascus, hg. von John A. O'Brien, Allen, London 1949). Zu den Verfassern gehören bekannte Schriftsteller wie Evelyn Waugh, Politiker wie Senator Wagner und Douglas Hyde, Wissenschaftler und Journalisten. Bei dem Interesse der Amerikaner für Enthüllungen aus dem persönlichen Leben ihrer Prominenten und der weitverbreiteten Neigung, auch im seelischen Leben erfolgreiche Vorbilder zu suchen und bewährte Wege zu innerer Harmonie zu beschreiten, ist es nicht verwunderlich, daß dieses Buch weite Verbreitung fand. Es ist übrigens in der Wiener Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ (Dezember 1949) ausführlich besprochen worden.

Das Buch hat natürlich auch in den Kreisen der nicht-katholischen Kirche Aufmerksamkeit erregt. Die amerikanische protestantische Zeitschrift „The Christian Century“ (7. Dezember 1949, S. 1452) widmet ihm eine längere Betrachtung, die den Versuch macht, herauszufinden, welches — bei aller Individualität dieser Konvertiten — die gemeinsamen Merkmale ihres Weges waren, welche Kräfte sie zum Katholizismus zogen. Der Verfasser kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Alle Berichte weisen auf drei Faktoren hin, die immer wieder erscheinen: 1) die Bereitschaft des Klerus, die persönlichen geistigen Nöte der einzelnen Menschen zu verstehen und sich mit ihnen abzugeben, 2) die Macht des Glaubenszeugnisses von Laien und 3) die Bedeutung einer Literatur, die sich an solche Menschen wendet, die außerhalb der getreuen Herde stehen. ‚Setzen Sie Ihr Werk nicht herab‘, sagte der Bischof von Lisieux zu Frances Parkinson Keyes (einer der Konvertiten, einer gern gelesenen amerikanischen Erzählerin). ‚Eine gedruckte Seite erreicht Tausende, die man auf keinem andern Wege erreichen kann . . . Geben Sie von Ihrem Glauben Zeugnis. Lassen Sie Ihr Licht vor den Menschen leuchten.‘“ Die amerikanische Zeitschrift fordert ihre Leser auf, solche Worte sehr ernst zu nehmen.

Um die Abendmesse Die Herder-Korrespondenz berichtete im vergangenen September (3. Jg., H. 12, S. 555) von mehreren Äußerungen des Bedürfnisses nach einer Feier der Sonntagsmesse am Abend. Das Verlangen danach

findet immer wieder Ausdruck in den Zuschriften von Laien an die katholischen Blätter der verschiedensten Länder.

Vor kurzem hat der bekannte Innsbrucker Liturgiewissenschaftler Josef Andreas Jungmann SJ in der Schweizer „Orientierung“ (16. 12. 1949) einen geschichtlichen Überblick dazu gegeben. Abendmessen wurden, abgesehen von der urchristlichen Gottesdienstfeier, durch lange Zeiträume der Kirchengeschichte vor allem aus drei liturgischen Anlässen gehalten: am Gründonnerstag wegen der Erinnerung an das Abendmahl, an Fasttagen zum Zeichen der Beendigung des Abbruchfastens und an mehr oder weniger zahlreichen Vigiltagen. Zur Frage der Erneuerung des Brauches der Abendmesse schreibt Jungmann: „Der historische Präzedenzfall, auf den sich die Bemühungen um die Abendmesse an Sonn- und Festtagen berufen können, ist also offenbar in erster Linie die Voraussetzung der Meßfeier am Vorabend . . . Es waren Rücksichten der Seelsorge, der Vermeidung von Unzukömmlichkeiten und sittlichen Gefährdungen, was den Übergang von der symbolisch immerhin ausdrucksvolleren Nachtfeier zur Abendfeier herbeigeführt hat. Wenn die Einrichtung im späteren Mittelalter wieder aufgegeben und in die gewöhnliche Ordnung der Messe in der Morgenstunde eingebettet worden ist, so waren dafür äußere Gründe bestimmend, die nicht im Wesen der Abendfeier lagen, nämlich die streng festgehaltene Vorschrift der Nüchternheit von Mitternacht an . . .

Fragen müssen wir noch, ob nicht auch ein wertvoller Wink für uns in der Lösung liegt, die Sonn- und Festtagsmesse in den geschilderten Fällen nicht in den Abend des Tages selbst zu verlegen, sondern sie am Vorabend vorzunehmen. Für eine Vorwegnahme der Sonntagsmesse am Samstagabend ließe sich auch heute ins Feld führen, daß der Sonntag nach liturgischen Begriffen mit der ersten Vesper beginnt. Auch im bürgerlichen Leben wirft der Sonntag seine Schatten voraus in den Vorabend, nicht bloß im bäuerlichen Feierabend, sondern auch im städtischen Wochenende. Wenn man heute bei dem Verlangen nach der Abendmesse meist an den Abend des Sonn- und Festtages selber denkt, so ist doch dabei zu beachten, daß dem auch Bedenken entgegenstehen. Der Abend von Sonn- und Festtagen ist fast die einzige Gelegenheit, bei der sich eine Abendandacht oder Abendfeier entwickeln kann, sei es eine Vesper oder Komplet oder sonst ein Wortgottesdienst, in dem auf freiere Weise in Gebet und Lied das Kirchenjahr zur Geltung kommt oder Bibelstunde oder Christenlehre oder Abendandacht sich ausbreiten kann. Wenn auch hier nicht bloß etwa in einzelnen Kirchen einer Großstadt, sondern allgemein die Meßfeier eingesetzt würde, und zwar nach heutigen Verhältnissen eine Meßfeier, die schon am Morgen zu wiederholten Malen stattgefunden hat und mit der wir auch schon jeden Tag der Woche besetzt haben, so bedeutete das doch eine bedenkliche Verarmung und ein wachsendes Einerlei, sei es auch des Heiligsten. Wir dürfen uns hier noch einmal der Geschichte erinnern. Durch Jahrhunderte hat man von der heiligen Messe nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht, fast nur am Sonntag, wenn die ganze Gemeinde versammelt war. Noch um die Jahrtausendwende gab es sogar Klöster, die neben einem weit ausgebauten Programm des kanonischen Stundengebetes als dessen Kern und Stern nur die sonntägliche Feier der Messe kannten. Andererseits bleibt es doch richtig: Über alle Einzellehren der Geschichte des kirchlichen Lebens hinweg ist deren

wichtigste Lehre doch diese: Wo ein echtes seelsorgliches Bedürfnis auftritt, soll ihm entsprochen werden; nur soll das so geschehen, daß andere ebenso echte Interessen der Seelsorge und der kirchlichen Führung nicht Schaden leiden.“

**Jubiläum
der Katholischen
Universität
Freiburg/Schweiz**

Die Katholische Universität Freiburg (Schweiz) konnte im vergangenen Jahr ihr 60jähriges Bestehen feiern. Sie stellt im Leben der Schweizer Katholiken

einen wichtigen Faktor dar. Der Heilige Vater hatte auf sie in seiner Ansprache zum Schweizer Katholikentag am 4. September des vergangenen Jahres besonders hingewiesen und die Schweizer dazu ermahnt, „mit wirtschaftlicher und geistiger Hilfe nicht zu kargen“ für ihren „Ausbau und ihre Vervollkommnung“. Auch der schweizerische Episkopat nannte die „Erhaltung, moralische Unterstützung und finanzielle Sicherstellung der Universität“ ein „gemeinsames, alle Schweizer Katholiken verpflichtendes Anliegen“. Am 1. Adventssonntag, an dem in der Schweiz alljährlich für die Universität gesammelt wird, haben die Schweizer Katholiken bewiesen, daß ihnen ihre katholische Universität am Herzen liegt.

Die Universität Freiburg/Schweiz ist hervorgegangen aus der 1763 errichteten kantonalen Rechtsakademie. Diese wurde 1889 mit einer philosophischen Fakultät erweitert und zur Universität erhoben, die also zunächst nur eine philosophische und eine juristische Fakultät besaß. Im folgenden Jahr jedoch kam schon die theologische Fakultät dazu, und die Hochschule wurde dem Dominikanerorden übergeben. 1896 schloß sich eine mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät an. Heute zählen die 4 Fakultäten — zu denen noch eine medizinische hinzukommen soll, da die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät nur das 1. und 2. medizinische Propädeutikum ausbildet — insgesamt fast hundert Professoren, darunter auch zahlreiche Deutsche. Auch von den Schülern kommt stets eine größere Anzahl aus Deutschland.

Die Universität begann 1889 mit 29 Studenten, zählte 1909 schon 568 und nach einem Rückschlag während des ersten Weltkriegs 1929 wieder 619; 1939 war die Zahl auf 959 gestiegen. In den letzten zehn Jahren hat sie sich jedoch noch erheblich gesteigert, so daß 1949 1324 Studenten immatrikuliert waren.

Die mit der Universität verbundene „Kantons- und Universitätsbibliothek“ umfaßt eine halbe Million Bände, darunter fast 400 Inkunabeln und über 800 Handschriften. Die Buch- und Zeitschriftenpublikation des Lehrkörpers ist bedeutend. Von den Zeitschriften sind zu nennen: Divus Thomas, Studia Friburgensia, Anima.

**Forderungen
der Katholiken
auf der europäischen
Kultur-Konferenz
in Lausanne**

Vom 8. bis 12. Dezember tagte in Lausanne die europäische Kultur-Konferenz, die sich über die Grundlinien einer gemeineuropäischen Kultur und die Maßnahmen zu deren Förderung klar werden wollte.

Der Heilige Stuhl hatte bei dieser Tagung einen offiziellen Beobachter in der Person von Msgr. Pittet, Freiburg (Schweiz), und zahlreiche katholische Abgeordnete aus den verschiedensten Ländern nahmen an der Tagung teil.

Anschließend an diese Tagung gaben die katholischen Vertreter unter der Führung von P. Chaillet, dem Direktor von „Témoignage Chrétien“, eine Erklärung heraus,

in der sie ihre besonderen Gesichtspunkte und Wünsche niederlegten. Diese Erklärung hat folgenden Wortlaut: Die katholischen Abgesandten, die an der europäischen Kultur-Konferenz teilgenommen haben, die die Europäische Bewegung vom 8. bis 12. Dezember in Lausanne organisiert hatte, sind der Meinung:

1. daß der Zusammenschluß der europäischen Völker einen wichtigen Beitrag zur Rettung der Werte einer christlichen Kultur bildet;

2. daß die Notwendigkeit dieses Zusammenschlusses so dringend ist, daß, wenn die zu seiner Verwirklichung wesentlichen Maßnahmen nicht unverzüglich getroffen werden, die ganze Bemühung um eine Normalisierung der Wirtschaft, um politische Zusammenarbeit und kulturelle Erneuerung in Europa in Gefahr gerät, Schiffbruch zu leiden, was eine sehr ernste Gefahr für den Weltfrieden darstellen würde;

3. daß andererseits die grundlegenden Reformen auf dem Gebiet der Wirtschaft und der Politik einen kollektiven Opferwillen, vor allem von seiten der privilegierten Nationen, und einen wahren Friedenswillen verlangen, dessen Abwesenheit oder Zaghaftigkeit bisher alle Versuche eines europäischen Zusammenschlusses gelähmt hat;

4. daß das Jahr 1950 als Heiliges Jahr den Katholiken der ganzen Welt und den Nationen, die die christlichen Werte anerkennen, eine außerordentlich günstige Gelegenheit bietet, diesen Geist des Opfers und der Versöhnlichkeit zu beweisen.

Daher fordern sie:

1. daß ihre Brüder in der katholischen Gemeinschaft während des Heiligen Jahres durch ihr Gebet und ihre Buße reiche Gnaden an Erleuchtung und Kraft auf die für die europäische Zusammenarbeit und das Friedenswerk verantwortlichen Personen herabflehen, auf daß das internationale Leben von einem dem Naturgesetz und den Forderungen des Evangeliums entsprechenden Geist erfüllt werde;

2. daß die Katholiken während dieses Heiligen Jahres ihren ganzen Einfluß sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben einsetzen, um einen neuen Geist zu erwecken, in dem die berechtigte Liebe zu Vaterland und Nation und die Hingabe an die europäische Gemeinschaft gleichzeitig lebendig sind.

Sie wünschen:

1. daß die Christen der nichtkatholischen Konfessionen im gleichen Geist allgemeiner Verantwortlichkeit handeln;

2. daß die Christen Osteuropas ihre Gebete und ihre Prüfungen aufopfern, damit die Vorsehung die Stunde des Zusammenschlusses der europäischen Völkerfamilie beschleunigen möge,

und daß so im Gnadenjahr 1950 ein neues Europa geboren werde als würdiger Erbe seiner christlichen Vergangenheit und als Unterpfand des von den Völkern so heiß ersehnten Friedens in der Treue zu den Forderungen der Gerechtigkeit und der Freiheit.

**Das Wiener
Oratorium**

Wir haben früher schon einmal (Herder-Korrespondenz Jg. 1, H. 8, S. 354) von der Gründung des „Wiener Oratoriums“ im Jahr 1946 und von seinem Wesen und Wirken berichtet. Inzwischen blickt es nun auf eine mehr als vierjährige Tätigkeit zurück, und es lohnt sich, einen kurzen Überblick über diese zu geben.

Im Wiener Oratorium ist zu unterscheiden zwischen dem „Allgemeinen Wiener Oratorium“ und der „Brüderschaft

des Wiener Oratoriums“. Dieses ist eine Vereinigung von Laien zur persönlichen religiösen Vertiefung und zur apostolischen und karitativen Tätigkeit, jenes ist eine jährlich zweimal durchgeführte, religiös-musikalische Veranstaltung der Bruderschaft für die breitere Öffentlichkeit.

Am 3. Adventsonntag und am 4. Fastensonntag finden jeweils solche „Allgemeine Oratorien“ statt. Den Hauptteil bildet ein Kanzelvortrag des Gründers und Spirituals des Oratoriums, Dompfarrer Dr. Karl Dorr; die Umrahmung bilden musikalische Darbietungen der Wiener Kantorei, den Abschluß eine Andacht vor dem Allerheiligsten.

Mit diesen Veranstaltungen wird eine dreifache Absicht verfolgt. Sie sollen eine Besinnungsstunde für die Exerziengemeinde sein, aus welcher das Oratorium entstanden ist und die auch immer noch fortbesteht. Sie sollen ferner den Abseitsstehenden und Suchenden Gelegenheit geben, außerhalb des gewöhnlichen Gottesdienstes mit kirchlichen Veranstaltungen in Fühlung zu kommen. Solche Menschen zu gewinnen ist die besondere Aufgabe der Mitglieder der Bruderschaft. Und wirklich sind im Laufe der Jahre viele Abseitsstehende gekommen, vielleicht zunächst nur aus Neugier oder in der Absicht, schöne Musik zu hören. Aber dieser ersten Berührung mit der Kirche folgten andere: Besuche der Sonntagspredigt, Gespräche mit Mitgliedern der Bruderschaft und mit dem Priester und schließlich echte Konversion. Eine weitere Absicht der Allgemeinen Oratorien ist es, das öffentliche Gewissen zu wecken und wachzuhalten, indem sie zu den Versuchungen der Zeit Stellung nehmen.

Dieser Zielsetzung entsprechen die Themen der Vorträge: Das 6. Oratorium im Advent 1948 z. B. hatte zum Thema: „Die drei Kennzeichen des wahren Christen: Großmut, Diskretion und Hingabe“, das 7. Oratorium in der Fastenzeit 1949 „Christus und wir Christen“ und das 8. am 11. Dezember 1949 „Mehr Distanz zur Welt, Freunde!“. In diesen Vorträgen soll der einzelne in seiner konkreten Situation, in seinen Lebensproblemen angesprochen werden. Die Teilnehmerzahl beläuft sich auf jeweils 4000 bis 5000.

Mit diesen Veranstaltungen tritt die Brüdergemeinde vor die Öffentlichkeit. Ihre eigentliche Arbeit aber vollzieht sich in aller Stille. Die im Mai 1947 an der Domkirche kanonisch errichtete „Bruderschaft des Wiener Oratoriums“ zählt derzeit 180 Mitglieder: Männer, Frauen und Jugendliche. Grundsatz ist, daß jeder eine Arbeit leisten muß, mag diese auch bescheiden sein. Sie wird zum größten Teil für die Domkirche und Dompfarre St. Stefan getan. Da nicht alle Mitglieder des Oratoriums aus der Dompfarre stammen, könnte vom Standpunkt des Pfarrprinzips eingewendet werden, daß damit den anderen Pfarren wertvolle Kräfte entzogen werden. Doch viele dieser Kräfte wurden eben erst durch das Oratorium geweckt. Und die Domkirche ist zudem die Zentral- und Hauptkirche der Stadt und braucht für ihre vielen überpfarrlichen Aufgaben mehr Kräfte als andere Kirchen mit streng geschlossenem Pfarrgebiet.

Die Mitglieder waren ursprünglich auf eine Anzahl Arbeitsgemeinschaften aufgeteilt. Doch erwies sich diese Gliederung in kleine Einheiten als weniger zweckmäßig, weshalb die Arbeitsgemeinschaften zu größeren „Werken“ ausgebaut wurden. An erster Stelle steht „Das Apostolische Werk“, das die Aufgabe hat, die etwa 10 000 Pfarrangehörigen persönlich zu erreichen. Aus den 50 Sprengelleitern, die vor zwei Jahren an der Arbeit waren, sind

inzwischen 100 geworden. Sie haben die Familien und Einzelstehenden in ihren Wohnungen aufzusuchen, das Pfarrblatt zu verteilen, ins Gespräch zu kommen und die Unterlagen für die sozialen und karitativen Aufgaben der Pfarre zu beschaffen. Da die Pfarre 400 Häuser zählt, hat jeder durchschnittlich 4 Häuser zu betreuen und über jeden Besuch einen Bericht abzugeben. Einmal im Monat kommen die Mitarbeiter zusammen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und neue Antriebe für ihre Tätigkeit zu erhalten. Mancher wurde auf diese Weise schon erreicht. Gleichgültige wurden zum Kirchenbesuch veranlaßt, Ehen in Ordnung gebracht, Konversionen und Reversionen durchgeführt. Gegenwärtig versucht man, über die Kinder und Jugendlichen die abseitsstehenden Erwachsenen zu gewinnen.

Das Apostolische Werk veranstaltet auch unter dem Titel „Laien sprechen zu Laien“ religiös-musikalische Veranstaltungen im kleineren Rahmen. Diese sind reine Laienveranstaltungen, bei denen der Priester nicht einmal anwesend ist; es kommen durchschnittlich 5 Prozent der Eingeladenen zu diesen Laienabenden.

Das zweite Werk ist „Das Gebetswerk“. Die tragende Gruppe, gleichsam der Arbeitsausschuß, setzt sich aus anderen Menschen zusammen als der tragende Kreis im Apostolischen Werk. Doch der Großteil der Teilnehmer ist hier wie dort der gleiche. In diesem Werk kommt der Grundsatz, daß die Tätigkeit des Oratoriums von den Laien getragen sein soll, besonders klar zur Geltung. Die monatlich stattfindenden Andachten werden ganz von Laien durchgeführt. Auch den geistlichen Vortrag hält — nach dem römischen Vorbild des heiligen Philipp Neri — ein Laie, weshalb als Ort der Zusammenkunft nicht die Churhauskapelle, sondern ein Saal dient. Auf den Vortrag folgt eine stille Betrachtung, eine Lesung und die gesungene Komplet, und erst zum Schluß begibt man sich in die Churhauskapelle, wo der Priester die monatliche Gebetsintention angibt und den sakramentalen Segen erteilt. Außerdem wird täglich von 4 Teilnehmern vor dem Gnadenbild Maria Pötsch in der Stefanskirche der Rosenkranz vorgebetet. Viermal im Jahr, nämlich an jedem Quatembersamstag, führt das Gebetswerk im Dom eine Gebetsstunde durch mit Vesper, einer einstündigen Betrachtung, Messe und Predigt. Hier haben alle Zutritt, die Teilnehmerzahl beträgt etwa tausend.

Die sozialen und karitativen Aufgaben werden vom Sozialwerk des Oratoriums wahrgenommen. Die Aufgaben sind groß, da in der Dompfarre sehr viel Mittelstand wohnt, der durch die sozialen Entwicklungen der letzten Jahre am schwersten getroffen worden ist. Es gibt eine Nähstube, Krankenpflege, Spitalsvermittlung, Altersfürsorge.

Um das religiöse Wissen und die katholische Haltung der Mitglieder zu festigen, wurde das Newman-Colleg errichtet. Der Name Newman wurde gewählt, da das Oratorium in dem englischen Kardinal den besten Kenner der modernen Glaubensproblematik, den Vertreter einer betenden Theologie und den Führer zu einer vertieften Wirksamkeit der Kirche in der Welt verehrt. Gegenwärtig bestehen drei Kurse: Das Bibelseminar mit 150 Teilnehmern, das vom zweiten Spiritual des Oratoriums, Domprediger Karl Hugel, geleitet wird, das Seminar für katholische Weltanschauung mit 90 Teilnehmern und das Newman-Seminar, die beide von Dompfarrer Dr. Karl Dorr geführt werden. Das Newman-Seminar stellt große Anforderungen und zählt nur 16 Teilnehmer (die Assi-

stenten des Collegs). Seine Aufgabe ist, die Werke des berühmten englischen Kardinals zu studieren, Auszüge anzufertigen und dem Priester für seine Predigt-tätigkeit Anregungen und sogar Entwürfe zu geben. Damit ist eine Form gefunden, daß Laien unmittelbar an der Predigt-tätigkeit des Priesters mitwirken. Es liegt auf der Hand, welche Bereicherung und Hilfe das für den Priester bedeutet, der, wenn er viel zu predigen hat, immer in Gefahr ist, sich zu verausgaben.

Zusammenfassend darf gesagt werden, daß die Dompfarre ihre Aktivität zu einem Teil dem Oratorium verdankt, das in religiöser Hinsicht nicht mit Unrecht ein moderner Laienorden genannt werden könnte.

Aus Ost- und Südosteuropa

Zum Jahrestag des Urteils über Kardinal Mindszenty Am 8. Februar ist ein Jahr vergangen, seitdem Kardinal Mindszenty zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde. Über sein eigenes Schicksal während dieses Jahres besitzen wir nur unkontrollierbare Nachrichten, die einander widersprechen. Im Vatikan wurde erklärt, daß man dort seit September überhaupt nichts Zuverlässiges mehr erfahren habe. Jetzt, am Jahrestag der Verurteilung, wissen wir nicht einmal, wo sich der Kardinal befindet. Die italienische Nachrichtenagentur ARI meldete Ende Dezember, er sei aus Budapest unter starker Bewachung weggeführt worden, mit unbekanntem Ziel natürlich. Die Nachricht stellt die Frage, ob dies Ziel nicht in Rußland gesucht werden müsse. Die Vermutung wird damit begründet, daß die Mutter des Kardinals seit zwei Monaten nie mehr die Erlaubnis erhalten hat, ihren Sohn zu besuchen.

Wir wissen auch nicht, wie es um die Gesundheit von Kardinal Mindszenty bestellt ist. Im November veröffentlichte der Innsbrucker „Volksbote“ einmal eine Mitteilung aus Budapest, die von der Redaktion als unbedingt zuverlässig hingestellt wurde. Darin hieß es, der Kardinal habe die seelische Depression, unter der er am Anfang seiner Haft wegen der erduldeten Torturen litt, überwunden, sei aber körperlich sehr geschwächt. Trotzdem führe er ein Leben der Buße mit zwei Fasttagen in der Woche. Einmal in der Woche verschmähe er sein Lager. Er beschäftige sich, von einem halbstündigen Spaziergang abgesehen, ausschließlich mit Gebet und Betrachtung.

Der Segen des Martyriums

Während den Kardinal auf seinem persönlichen Leidensweg nur das Gebet der Christen begleiten kann, nachdem alle Proteste gegen das Unrecht erfolglos verhallt sind, darf man an diesem traurigen Jahrestag doch dankbar feststellen, daß die ungarische Kirche den Segen seines Martyriums ernten durfte. Wann immer in diesem Jahre Nachrichten von dem religiösen Leben im Lande über die Grenze herüberdrangen, meldeten sie vom Wachsen religiöser Kraft, von zunehmender Glaubensinnigkeit, von der Rückkehr abständiger Katholiken, von Festigkeit gegenüber allen staatlichen Einschüchterungsversuchen und von konsequenter gläubiger Entscheidung in sittlichen Fragen.

„Die Kirchen in Ungarn waren noch nie so voll wie jetzt“, schrieb „La Croix“ am 23. 11. 1949 unter Bezug-

nahme auf die einzige noch erscheinende katholische Wochenzeitung in Ungarn „Uj Ember“, „und man stellt bei den Gläubigen eine wahre Gier nach religiöser Unterweisung fest. Seit einiger Zeit macht sich eine neue Entwicklung in der Zusammensetzung des Kirchenvolkes und in der Art seiner Anteilnahme bemerkbar. Bis dahin stellte das Landvolk die Masse der Kirchenbesucher, jetzt sieht man ihre Reihen auch mit Arbeitern, Angestellten und Intellektuellen sich füllen. Zu den ersten Freitagen des Monats stehen die Gläubigen Schlange vor den Beichtstühlen, und die Teilnahme der Laien am kirchlichen Leben ist überhaupt von größerer Aktivität charakterisiert als je zuvor.“

Mut zur Entscheidung

Daß es sich nicht nur um eine ‚Flucht‘ aus der Welt in die Kirche handelt, zeigt die einmütige Treue der Elternschaft bei den Einschreibungen zum freiwilligen Religionsunterricht im Herbst. Der 14. September war in einem Geheimerlaß als Schlußtermin bestimmt worden. Erst am 11. September konnten die Bischöfe, die davon erfahren hatten, in einem Kanzelaufruf den Gläubigen diese Tücke des Gesetzes bekanntgeben. Trotzdem hatten binnen drei Tagen 70% bis 100% der Eltern die verlangte Erklärung abgegeben, was auf der Gegenseite mit Wut zur Kenntnis genommen wurde.

Die Staatsgewalt hat es in diesem Jahre nicht wagen können, aufs Ganze zu gehen und die ungarische Kirche von Rom zu trennen, wie man es gelegentlich angekündigt hatte. Man wußte nichts Besseres, als auf dem bisherigen Weg der Schikanen und Drohungen weiterzuschreiten. Der anfänglich noch obligatorische Religionsunterricht wurde fakultativ, und in letzter Zeit häuften sich die Schwierigkeiten für die Religionslehrer. Man spricht auch davon, daß noch im Laufe dieses Schuljahres der Unterricht überhaupt aufhören soll.

Staatseid auch in Ungarn

Der Klerus sieht sich im übrigen der gleichen materiellen und persönlichen Unsicherheit gegenüber wie in den anderen kommunistischen Ländern. Die staatlichen Zuschüsse zu den Gehältern sind bis zum Januar einschließlich ausgezahlt worden. Verhandlungen zwischen den Bischöfen und dem Staat über eine Verlängerung des Finanzabkommens, das am Jahresende ablief, führten zu einer Vertagung. Auch in Ungarn hat die Regierung von den Priestern wie von allen übrigen Empfängern staatlicher Bezüge einen Loyalitätseid verlangt. Dazu haben die Bischöfe beschlossen: „Alle Geistlichen dürfen den Eid gemäß den Grundsätzen der katholischen Sittenlehre ohne Verletzung der Rechte Gottes und der Kirche ablegen.“ Der verlangte Eid lautet: „Ich schwöre, der ungarischen Volksrepublik, ihrem Volk und ihrer Verfassung treu zu sein und die Verfassung wie die verfassungsmäßigen Gesetze zu achten. Ich schwöre, die Staatsgeheimnisse zu bewahren und den Interessen des Volkes zu dienen. Ich will mein Bestes tun, die Stärkung und den Fortschritt der ungarischen Volksrepublik zu fördern.“ Der zweite Teil des Eides, in dem die Beamten verpflichtet werden, ihren Vorgesetzten zu gehorchen und ihr Amt gewissenhaft auszuüben, soll bei den Priestern entfallen. Für ihre eigene Person haben die Bischöfe erklärt, diesen Eid

nur nach vorheriger Bewilligung durch den Heiligen Stuhl ablegen zu können.

Die ungarische Hierarchie ist also in bezug auf den Eid dem tschechischen Beispiel gefolgt. Auch hier war zweifellos der Wille entscheidend, sich jeder Handlungsweise zu enthalten, die nicht eindeutig durch das Gewissen gefordert war und deshalb als Provokation dargestellt werden konnte. Auch der ungarische Klerus ist nach der Enteignung der Kirchengüter und der Anordnung einer staatlichen Kontrolle über die religiösen Fonds in äußerste Armut geraten und auf den Staatszuschuß angewiesen. Wie in der Tschechoslowakei betrachtet man diesen Zuschuß von seiten des Staates als ein Mittel zur Beeinflussung der niederen Geistlichkeit. Der Erziehungsminister Ortutay, dem auch die Angelegenheiten der Kirchen unterstehen, versuchte in einer Rede im Parlament erst im Dezember, Gegensätze zwischen dem Klerus und dem Episkopat zu konstruieren, und sprach von der „Verständigungsbereitschaft“ der Geistlichen, die nur durch die Intransigenz des Episkopates gehindert würde.

Das Zeugnis der Regierung

In dieser Rede des Ministers mußte die Regierung aber trotzdem der Kirche das Zeugnis ausstellen, daß sie sich selber treu geblieben ist. Ortutay erkannte an, daß die protestantischen Gemeinschaften „einen Geist der Zusammenarbeit“ an den Tag legen. Die katholische Kirche dagegen gebe kein Zeichen der Verständigungsbereitschaft. Wieder einmal drohte er dann mit dem schon oft gesprochenen „Es ist Zeit“ an die Adresse der Bischöfe und schloß: „Wer den Willen dazu nicht hat, der richtet sich selbst.“

Die ungarische Kirche wird also im zweiten Jahre der Haft ihres Primas in ihrer Tätigkeit noch mehr eingeengt werden als im ersten. Nachdem man erkannt hat, daß die Hoffnungen, die man an das Urteil über Mindszenty geknüpft hatte, sich als trügerisch erwiesen haben, daß sein Martyrium nicht lähmend, sondern anfeuernd auf die Katholiken Ungarns wirkte, steht das kommende Jahr im Zeichen des Versuches, einen Zermürbungskrieg zu führen, der vielleicht keine sensationellen Ereignisse, aber um so mehr alltägliches Leid und allnächtliche Gefahr über unsere Glaubensbrüder bringen wird.

„Deutsche“ —
ein neues polnisches
Drama

In Krakau wurde vor kurzem ein neues polnisches Drama von Leon Kruczkowski unter dem Titel „Deutsche“ aufgeführt, das sich bemüht, der üblichen Schwarz-Weiß-Zeichnung dieses Themas von polnischer Seite zu entgehen. Es versucht eine psychologische Schilderung des deutschen Milieus in der Hitlerzeit. Im Mittelpunkt der Handlung, die durch drei einleitende Szenen aus Polen, Norwegen und Frankreich als geschichtlichen Hintergrund ein Bild der deutschen Expansion in Europa voranstellt, steht weiterhin dann das stille Gelehrtenheim Prof. Sonnebruchs in Göttingen, in das aber auch die Wellen der Zeit schlagen. Des Professors Sohn Willi, dessen bedenkenlose Gefolgschaft zur SS mit einer rührenden Liebe zur Mutter kontrastiert, und die Tochter Ruth, deren Drang nach starken Eindrücken sie sogar verleitet, Hinrichtungen beizuwohnen, der Chauffeur, der unbedenklich „organisiert“, aber zärtlich an seinem Kind hängt, stehen dem Gelehrten

gegenüber, der sich skeptisch gegen Hitler und die Einstellung seiner Kinder verhält. Aber auch er versagt, als sein Schüler und Mitarbeiter Peters, der Haft entsprungen, bei ihm Zuflucht sucht: er bietet ihm Geld, will ihn aber nicht aufnehmen... Aber Ruth erwacht an dieser Begegnung zu menschlicher Größe: sie opfert sich, um Peters zu decken, der sich dem aktiven Widerstand anschließt. — Der Autor versuchte so, aus dem geschilderten Nebeneinander bedenkenloser Gefolgschaft gegenüber letztlich verbrecherischen Befehlen und bequemer Schwäche einerseits, edlen Regungen, Kindesliebe und Elternliebe andererseits ein Bild moralischen Verfalls zu zeichnen. Die polnische Kritik hatte dem Stück zu starke epische Einschüsse vorzuwerfen.

Wie bekannt wird, haben die „Deutschen Kammerspiele“ in Berlin (Westsektor) die deutsche Übersetzung des Stücks unter dem Titel „Die Sonnebruchs“ auf den Spielplan gesetzt.

Aus Nordamerika

Eine Entschlie-
ßung der amerikani-
schen Katholiken zu der
Welternährungsfrage

Deutschland ist in seiner Ernährung heute mehr als je von der übrigen Welt abhängig. Deshalb ist es unsere Pflicht, unser Volk immer wieder darauf hinzuweisen, daß es ein Welternährungsproblem gibt, zu dessen Lösung auch wir in bescheidenem Maße beitragen können, indem wir die uns verbliebenen Nahrungsquellen aufs beste ausnützen und die Nahrungsmittel selbst möglichst rationell verwerten. Das Welternährungsproblem war der Gegenstand der letztjährigen Verhandlungen auf dem Kongreß der amerikanischen National Catholic Rural Life Conference, jener Organisation, die sich mit der ländlichen sozialen Frage beschäftigt. In der Entschlie-ßung, die das Ergebnis der Verhandlungen zusammenfaßt, heißt es:

1. Die Organisation der Vereinten Nationen für Ernährungs- und Landwirtschaftsfragen leistet einen sehr notwendigen und wertvollen Dienst durch ihre unermüdliche Erforschung der Mittel und Wege, die geeignet sind, die ländlichen Lebensbedingungen, die landwirtschaftlichen Methoden und Produktionsverhältnisse zu verbessern, die Viehseuchen und Pflanzenkrankheiten in allen Gebieten der Erde zu bekämpfen. Sie erfüllt diese Aufgabe durch Erziehungsmaßnahmen, Enquêtes, regionale Organisationen und technische Hilfeleistung an die beteiligten Völker in verschiedenster Form. Die Bemühungen der Welt-ernährungsorganisation, einen wirtschaftlich gangbaren Weg zu finden, um die Überschüsse den notleidenden Völkern zuzuleiten, verdienen Empfehlung, wenn auch die endgültige Form der Organisation dafür noch nicht gefunden ist.

2. Das Hilfsprogramm zur Förderung unterentwickelter Länder, das Präsident Truman in Punkt 4 seiner Antrittsbotschaft darlegte und das vom zuständigen Komitee der Vereinten Nationen wie auch von unserer eigenen Regierung unterstützt wird, ist grundsätzlich richtig und höchst wichtig für unsere Zeit. Wirtschaftliche Not ist eine ergiebige Quelle für Unzufriedenheit bei den Völkern und einzelnen Menschen. Armut und Hunger angesichts der reichlichen Nahrungsquellen der Welt fordern unsere Erfindungsgabe und die allgemeine Bereitwilligkeit zu wirtschaftlicher Zusammenarbeit heraus.

3. Die natürlichen Hilfsquellen der Welt, ganz besonders Wasser, Land und Wald, müssen in einem Maße genutzt, geschont und entwickelt werden, daß die Weltbevölkerung gehörig ernährt, untergebracht und gekleidet werden kann. Das Problem des Mißverhältnisses zwischen Bevölkerungszahl und Nahrungsquellen darf nicht mit Mitteln gelöst werden, die dem Gesetz Gottes widersprechen. Alle Menschen guten Willens und besonders die Christen müssen die moralische Verpflichtung auf sich nehmen, die Naturschätze sozial, zum Nutzen aller Menschen, zu verwenden und nicht nur zur Befriedigung ihrer rein persönlichen Bedürfnisse und Wünsche.

4. Die Waldreserven der Welt und besonders die unseres eigenen Landes bedürfen vor allem des Schutzes und der Entwicklung. Die Menschen können auf die Dauer nicht damit rechnen, daß ihnen für den Bau und die Ausstattung ihrer Häuser, für die Zellstoff- und Papierfabrikation, zur Nahrungs- und Fasererzeugung, als Gewähr der klimatischen Regelmäßigkeit und für Zwecke der Erholung sowie der verschiedenartigsten Produktionen genügend Wald zur Verfügung stehen wird, wenn man nicht den Wäldern eine größere Sorgfalt zuwendet. Das bedeutet, daß die Forsten und Holzbestände im gegenwärtigen Umfang erhalten werden müssen, daß Waldbrände auf ein Minimum vermindert werden, daß Kahlschläge aufgeforstet werden und daß eine ausreichende Kontrolle geschaffen wird, um einen verantwortungslosen Mißbrauch zu verhindern.

5. Alle Menschen haben ein Recht auf Zugang zu den Quellen der Natur, die für ihr menschenwürdiges Dasein notwendig sind. Der internationale Handel und die Freizügigkeit der Bevölkerung sind zwei Mittel zur Erfüllung dieses Rechtes. Um ferner eine vernünftige Ausnützung der Naturquellen innerhalb der einzelnen Länder zu erreichen, sollten diejenigen, die bereit sind, diese Quellen rationell zu gebrauchen und weiter zu entwickeln, nicht daran gehindert werden, in solche Gegenden und Länder zu wandern, wo die Land- und Wasserquellen noch unterentwickelt sind. Soweit noch Einwanderungsbeschränkungen bestehen, müssen sie beseitigt oder derart abgeändert werden, daß eine solche Wanderung möglich wird.

Ein bedeutsamer Wandel im amerikanischen Eigentumsrecht

„America“ (3. 12. 1949) berichtet von einem Urteil des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, das uns vor Augen führt, wie die Anerkennung

der sozialen Verpflichtungen des Eigentums allmählich auch in dem klassischen Lande des wirtschaftlichen Liberalismus an Boden gewinnt und wie sich hier die Auffassungen durchzusetzen beginnen, die seit der Enzyklika „Rerum novarum“ eindeutig die Richtung der katholischen Sozialphilosophen bestimmen.

Das Urteil verwarf in höchster Instanz die Klage eines Holzhändlers aus Washington, der von den Behörden verpflichtet worden war, eine ihm gehörige abgeholzte Waldfläche von 128 ha wieder aufzuforsten. Er hatte die Rechtsgültigkeit dieser Anordnung mit der Berufung darauf bestritten, daß es dem Eigentümer gestattet sei, mit seinem Grundeigentum nach Belieben zu verfahren und daß die Verfügung der Behörden in die verfassungsmäßigen Freiheiten eingreife.

Das Oberste Bundesgericht sagte in der Begründung des Urteils, es könne den Staaten nicht zugemutet werden, die amerikanische Verfassung so auszulegen, daß sie ihret-

wegen verpflichtet wären, einer Vergeudung der Rohstoffquellen des Landes tatenlos zuzusehen. Die gegenwärtig lebende Generation habe eine natürliche Rechtsverpflichtung, ihren Nachkommen mehr zu hinterlassen als Schulden und ein verwüstetes Land. Wenn die Quellen der Natur genutzt und gleichzeitig für die kommenden Generationen erhalten werden könnten, fordere die sogenannte „Treue gegen den Geist der Verfassung“ (constitutional morality), daß wir danach handeln. Ein bedeutender Zweck der staatlichen Gemeinschaft würde illusorisch werden, wenn ein Staat den Privateigentümern die Vergeudung der natürlichen Schätze des Landes erlaubte. Das Gericht bekannte sich zum Privateigentum und zur privaten Wirtschaftsverfassung. Aber „der Privatunternehmer muß sein Eigentum auf eine Weise gebrauchen, die dem öffentlichen Wohl nicht schadet“.

Not und Überfluß 237 000 Dollar täglich müssen die amerikanischen Steuerzahler aufbringen, um die Lebensmittel aufzubewahren, die die Regierung zur Unterstützung der Farmer und Stabilisierung der Preise für landwirtschaftliche Produkte aufkaufen und einlagern mußte. Zur Zeit lagern in USA nicht weniger als 6,9 Millionen Tonnen Weizen, 29 000 Tonnen Trocken- ei, 92 000 Tonnen Trockenmilch, 2,8 Millionen Tonnen Roggen und ähnliche Mengen anderer Nahrungsmittel auf Kosten des Staates, ohne daß man sie ihrer Bestimmung zuführen könnte.

Die Zeitschrift „America“ (12. 11. 1949) macht den Vorschlag, diese Lebensmittel, die im Inland nicht verkauft werden können, weil sie überflüssig sind, und im Ausland, weil sie nicht bezahlt werden können, an die notleidenden Länder zu verschenken. Wie Henry Morgenthau gesagt habe, „würde die Überlassung dieser Lebensmittel an die notleidenden Völker des Nahen und Fernen Ostens, wenn sie als amerikanisches Geschenk in Erscheinung tritt, weit mehr dazu beitragen, die kommunistische Flut einzudämmen, als es tausend beredete Worte über die Vorteile der Demokratie zu tun vermögen.“ Die größte Schwierigkeit bei der Durchführung eines solchen Planes bereitet die Aufbringung der Transportkosten.

Die Amerikaner lassen es trotzdem nicht an Hilfsbereitschaft gegenüber der Nahrungsnot fehlen. „America“ (12. 11. 1949) wies in einem Aufsatz darauf hin, daß man sich nicht dadurch täuschen lassen dürfe, daß in den Läden der europäischen Städte jetzt wieder alle Waren zu haben sind. Was Deutschland betreffe, könnten etwa 60% der Bevölkerung nicht einmal die Lebensmittel kaufen, die auf Karten zugeteilt werden. Es sei deshalb Pflicht jedes menschlich empfindenden Amerikaners, dem ERP-Werk durch private Liebesgabensendungen zu seiner vollen psychologischen Auswirkung zu verhelfen.

Amerikanische Gelehrte bekennen sich zum ethischen Materialismus

Es gehört zu den Argumenten der katholischen Kanzelrede und zu den Hoffnungen, mit denen wir selbst die Erwartung einer geistigen Wende rechtfertigen, daß „die Wissenschaft den Materialismus überwunden habe und zur Anerkennung des Geistes — wenn nicht sogar zur Anerkennung Gottes zurückfinde“. Wir müssen aber von einer Umfrage berichten, die uns vor allzu großem Optimismus warnt. Freilich handelt es sich um Amerika. Aber es sind die amerikanischen Soziologen, die in der Umfrage zu Worte kamen, und man weiß, daß

die Soziologie nicht nur an den amerikanischen Universitäten im Begriffe steht, den Rang einer Grundwissenschaft zu erringen. Was den Einfluß der Soziologen auf die Jugend der Vereinigten Staaten betrifft, sagt der Veranstalter der Rundfrage, daß mehr und mehr Studenten ihr ganzes Studium darauf aufbauen, so daß man dieser Wissenschaft für unsere Tage die geistige Bedeutung zuerkennen muß, die in früheren Zeiten die Philosophie besaß.

Die Umfrage, von der wir zu berichten haben, wurde unter Mitwirkung der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität St. Louis von P. Hilton Rivet SJ veranstaltet, und sie richtete an 2123 nichtkatholische Mitglieder der Gesellschaft amerikanischer Soziologen einige ganz konkrete Fragen, die aber zu Rückschlüssen auf die gesamte religiöse und ethische Anschauungswelt der Befragten berechtigten.

Die erste Frage lautete: Welche Meinung haben Sie über die Existenz und das Wesen Gottes? Die Antworten, an denen sich etwa die Hälfte der Befragten beteiligte, zeigen, daß nur 29% dieser Gelehrten an einen persönlichen Gott glauben. 35% sprechen von einer unpersönlichen höchsten Schicksalsmacht, 18% bekennen sich zum Atheismus und ebenfalls 18% erklären, daß sie zu dieser Frage nichts sagen könnten oder daß man über Gott keine Aussagen wagen dürfe.

Die zweite Frage bezog sich auf den „sozialen Darwinismus“. Wie die amerikanischen Soziologen diesen Begriff verstehen, ist damit gemeint, daß sich die gesellschaftliche Entwicklung im wesentlichen mit Naturnotwendigkeit und aufgrund materieller Faktoren, also unter Ausschluß der menschlichen Freiheit und der geistigen Kräfte vollzieht. Zu dieser Auffassung bekannten sich 38% der Soziologen. 41% traten für Geist und Freiheit ein. 21% enthielten sich der Stimme.

Sehr deprimierend für uns Katholiken fielen die Antworten hinsichtlich der folgenden besonderen Anliegen unserer Moralpädagogik aus, und wir meinen, man könne gerade aus ihnen den Einfluß der reinen Nützlichkeitsethik und die Verwechslung der Begriffe „zweckmäßig“ und „sittlich“ erkennen.

Die eugenische Sterilisation wurde von 62% der amerikanischen Soziologen als sozial wohltätig, von 7% als sozial schädlich, von 5% als ethisch verwerflich, von 19% als ethisch indifferent bezeichnet. 7% gaben kein Urteil ab.

Ähnlich äußerten sich die Befragten über den Gebrauch empfängnisverhütender Mittel. 78% nannten sie sozial wohltätig, 3% sozial schädlich, 2% ethisch verwerflich, 16% ethisch indifferent. Nur 1% hielt das Urteil zurück.

Auch die Ehescheidungen wurde von 68% der Gelehrten zu den Einrichtungen gerechnet, die für das Gesellschaftsleben wohltätig sind. 9% nannten sie ein soziales Übel, 4% moralisch schlecht, 16% ethisch unerheblich. 3% schwiegen sich aus.

Der Schlüssel zur Beurteilung und Würdigung dieser Ansichten liegt zweifellos, wie auch die Veranstalter der Umfrage sagen, in der ersten Frage. Ihre überwiegend negative Beantwortung zeigt uns, daß die Moral ohne einen sicheren und klaren Gottesglauben von den Zufälligkeiten menschlichen Urteils abhängt, das sich in unserer Zeit des latenten Kollektivismus ganz von selbst nach den sozialen Zweckmäßigkeiten hin orientiert. Das Ergebnis ist eine Nützlichkeitsmoral, die von vordergründigen Erfahrungen bestimmt ist, was besonders im Falle der Ansichten über die Ehescheidung zutage tritt.

Was wir mit besonderer Aufmerksamkeit beobachten, ist die Verwandtschaft, die sich zwischen solchen Ansichten, wie sie hier zur Sprache kommen, und den geläufigen marxistischen Anschauungen zeigt. Man könnte daraus schließen, daß die Parole der Freiheit und Menschenwürde, unter der die westliche Welt — im politischen Sinn dieses Wortes — zum Widerstand gegen den Kommunismus antritt, von ihr selbst nicht ernstgenommen wird. Oder wie soll man es verstehen, wenn die Soziologen, die sich von Amts wegen mit den Gesetzen des gesellschaftlichen Lebens beschäftigen, den Einfluß der menschlichen Entscheidung in der Geschichte gering achten und von der göttlichen Einwirkung als von einem fatum sprechen, und wenn sie in der Konsequenz solcher Grundanschauungen dann den Grundsatz der „Anpassung“ an die gegebenen Verhältnisse zur ethischen Norm des persönlichen Lebens erheben?

Ideal und Wirklichkeit in der Moral Je mehr die Welt sich in einen ungeteilten Schauplatz der Geschichte verwandelt, desto mehr schwinden alle Reserverate, seien es nationale, wirtschaftliche oder geistige, dahin. Wer katholisch denkt, hat keinen Grund, ihnen nachzutrauern; denn es ist nicht die Aufgabe der Kirche, ihr Besitztum zu wahren, sondern die Welt zu gewinnen. Es ist schon ein Gewinn, wenn die Botschaft, die unsere Kirche der Menschheit auszurichten hat, nicht mehr an den Wänden ihrer Gotteshäuser verhallt, sondern durch den Äther jeden erreichen kann, der sie anhören will. Erst recht ist es ein Gewinn, wenn diese technische Möglichkeit zu einer geistigen wird, wenn die Menschheit das Empfinden hat, daß das Wort der Kirche so ernst genommen zu werden verdient wie jedes andere. Das Zeitalter der „publicity“ hat ohne unser Verdienst die Hindernisse beseitigt, die man früher in dem Satz „catholica non leguntur“ auszudrücken pflegte.

Allerdings ist der einheitliche Schauplatz der geistigen Welt zugleich ein Kampfplatz, auf dem in schärfster Konkurrenz gerungen wird. Die Methode, zu gewinnen, heißt: Auseinandersetzung. Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung, die Bereitschaft, sich der Kritik zu stellen, die Bereitschaft, mit Argumenten zu überzeugen und die Hinnahme der Tatsache, daß man auch der Botschaft der Kirche nicht im Geiste des Vertrauens, sondern mit kühler Skepsis begegnet wie jedem anderen Konkurrenten, dies sind Spielregeln, mit denen wir uns abfinden müssen, denen wir unsere Sprache und alle übrigen Kundgebungen unseres Glaubens anpassen müssen. Jede von ihnen unterliegt allgemeiner Beobachtung, jede von ihnen kann der Mission schaden oder nützen.

Es ist ganz besonders zu beachten, welche Verbreitung und welche Aufmerksamkeit seitens der nicht-katholischen Welt den Äußerungen des Heiligen Stuhles und den Reden des Papstes zuteil wird. Ganz besonders gilt dies für das klassische Land der publicity, für Amerika, einschließlich der protestantischen Kreise dieses Landes. Es ist verständlich, daß man dort den Worten aus Rom mit besonders kritischer Aufmerksamkeit zuhört. Auch das hat für uns einen Vorteil. Es zwingt uns zu immer neuer geistiger Durchdringung unserer eigenen Grundsätze und zu unermüdlichem Bemühen, uns in der Sprache unserer Zeit auszudrücken.

Die Anpassungsfähigkeit der katholischen Moral

Eine der jüngsten Reden des Heiligen Vaters liefert ein Schulbeispiel für diesen allgemeinen Vorgang. Es handelt

sich um die Ansprache vom 6. November an die katholischen Juristen Italiens, die von der Herder-Korrespondenz in Heft 3 dieses Jahrgangs, S. 116, mitgeteilt wurde. Sie hat in der führenden protestantischen Zeitschrift Amerikas „The Christian Century“ zwei Aufsätze (30. November und 14. Dezember) und mehrere Leserbriefe hervorgehoben. Diese Stellungnahmen haben die Äußerung des Papstes zum Gegenstand, daß der katholische Richter gezwungen sein kann, bei der Durchführung unsittlicher Gesetze mitzuwirken, „wenn dies das einzige Mittel ist, ein viel größeres Unheil zu vermeiden“. Der Heilige Vater wandte diesen Grundsatz besonders auf die Mitwirkung des katholischen Richters bei Ehescheidungen an. Dazu hatte der NCWC-Nachrichtendienst einen Kommentar des Moraltheologen Connell veröffentlicht, worin dieser die Mitwirkung bei Ehescheidungen damit entschuldigt, daß z. B. ein Paar nicht mehr versöhnt werden kann und die Dinge sich bei Verweigerung der Scheidung zum Übeln entwickeln würden. Hier trägt also, folgert die protestantische Zeitschrift, die katholische Moral sozialen Notwendigkeiten Rechnung. Das leuchtet ihr ein. Aber! Die katholische Moraltheologie ist noch anpassungsfähiger, wenn sie auch in diesem Fall und in voller Öffentlichkeit nicht davon spricht. Derselbe Theologe Connell hat ein Buch über Berufsmoral geschrieben. In diesem Buch findet er für den Richter noch andere Entschuldigungsgründe, wie etwa den, daß der Richter Gefahr liefe, sein Amt zu verlieren, sich Angriffen auszusetzen oder sein richterliches Ansehen einzubüßen. „The Christian Century“ überläßt es seinen Lesern, hieraus ihre Schlüsse hinsichtlich der Weitherzigkeit katholischer Moral zu ziehen. Die Zeitschrift selbst gibt nur die allgemeine Richtung für diese Schlüsse: Die Kirche strebt eine katholische Kultur und Gesellschaft an. Das ist eine Frage der Herrschaft über die öffentlichen Einrichtungen. Bis es soweit ist, sind Gründe von der Art, wie sie Pater Connell anführt, wichtig genug, katholische Richter von der Anwendung des kanonischen Rechts zu dispensieren. Nur müssen sie wissen, was sie zu denken haben. Und das wollte der Papst ihnen sagen.

Diese polemische Deutung ist bezeichnend für die amerikanischen Verhältnisse. Nicht weniger bezeichnend ist die faire Art, in der das Blatt sich von einem Leser öffentlich korrigieren läßt. Wir Protestanten, schreibt dieser Leser in den Spalten derselben Nummer, sollten uns fragen, ob wir recht tun, wenn wir Menschen grundsätzlich bekämpfen, die sich Mühe geben, ihre religiösen Grundsätze auf das Leben anzuwenden. Er fordert also echte Toleranz. Aber es ist eine Toleranz für ehrlichen Wettkampf der Gründe.

Der Protestantismus vor dem gleichen Problem

Es trifft sich, daß „The Christian Century“ in einem andern Aufsatz am 30. November vor der gleichen Frage steht wie die katholische Theologie, nämlich vor dem Problem des Unbedingten in der Moral und ihrer Anwendbarkeit auf das Leben. Dort lesen wir in einer Zwischenüberschrift den Satz: „Kompromiß ist unvermeidlich“. Wir müssen begreifen lernen, heißt es da, daß das Vollkommene im Sinne Christi in dieser beschränkten Welt nicht unmittelbar verwirklicht werden kann. „Wir haben kein Verständnis dafür gehabt, daß die Kirche in mitfühlender, verstehender, hilfebringender Art mit den Männern und Frauen in der Kompliziertheit ihrer menschlichen Lage umgehen muß... Wir dürfen Gott dafür dan-

ken, daß es keine leichte und vollkommene Lösung für die Probleme des christlichen Lebens gibt, weder in der Theorie noch viel weniger in der Praxis. Statt dessen haben wir die Möglichkeit, wie wir miteinander leben, im Verständnis zu wachsen, da Gott mit uns die Absicht verfolgt, daß wir unsere Vernunft gebrauchen und keine Roboter der Moral werden. Zweifellos werden wir oft irren. Aber unsere unbedingte Unterwerfung bleibt dennoch bestehen, und in und wegen unseres Fehlens dürfen wir uns die Worte des Exultet in der Karsamstagsliturgie der Westkirche zu eigen machen: O felix culpa...“ Wir glauben nicht, daß den Lesern der amerikanischen Zeitschrift verborgen bleiben wird, wie das Blatt in diesem Aufsatz eine treffendere Form gefunden hat; die Äußerung des Papstes und die Lehre der katholischen Moral zu kommentieren, und dieser Umstand läßt uns erwarten, daß eine Auseinandersetzung auch dann fruchtbar werden kann, wenn an ihrem Anfang Vorurteile stehen, die zu überwinden im Zeitalter der Publizität aller Handlungen das Handeln noch mehr berufen ist als das Sprechen.

Ein amerikanischer Mindszenty-Film

In Amerika wird in diesen Tagen ein Film über den Prozeß gegen Kardinal Mindszenty unter dem Titel „Guilty of Treason“ (Des Hochverrats schuldig) uraufgeführt. Das Drehbuch zu diesem Film stammt von Emmet Lavery, der auch in Deutschland durch sein an vielen Bühnen aufgeführtes Jesuitendrama „Die erste Legion“ bekannt ist. Über die Anlage des Films und über die sehr merkwürdigen Schwierigkeiten seiner Herstellung berichtet Lavery in der katholischen Zeitschrift „The Commonweal“ vom 11. November 1949.

Der Film beschränkt sich nicht auf eine Dramatisierung des öffentlichen Prozesses. Dieser Prozeß wird — genau so, wie es nach Laverys Meinung auch in Wirklichkeit gewesen ist — als eine nachträgliche Formalität behandelt. Die Haupthandlung des Films beschäftigt sich infolgedessen mit den vierzig Tagen der Voruntersuchung, d. h. mit dem, was mit Kardinal Mindszenty und seinen Mitangeklagten in der Zeit zwischen Verhaftung und Prozeß geschah. Zwar kann man, wie Lavery sagt, nicht mit Gewißheit feststellen, welche besonderen Methoden des Verhörs angewandt wurden. Aber man kann zeigen, daß der Angeklagte vor und nach seiner Verhaftung sich ganz verschieden verhalten hat. Man kann auch eine Analyse der Behandlungsmethoden vornehmen, die vermutlich angewandt worden sind. Es handelt sich also nicht um einen Dokumentarfilm im eigentlichen Sinn, sondern um einen Film, der auf Vermutungen aufbaut. Aber diese Vermutungen gründen sich, wie Lavery betont, auf wohlbekannte Tatsachen, so daß man die Handlung des Films als eine Rekonstruktion der Tatsachen bezeichnen kann. „Der Angelpunkt der Handlung“, so sagt Lavery, „die Verhaftung und der Schauprozeß des Kardinals und seiner Mitangeklagten, beruht also auf einer Rekonstruktion der Tatsachen. Die anderen Charaktere sind zwar erfunden, aber sie geben ein genaues Bild des Budapest im Zustand des Übergangs. In der Darstellung ihrer Reaktionen auf die Verhaftung und die Gefangenschaft des Kardinals wollten wir ein Bild des Wandels der Lage in Ungarn geben“. Das Material, das dafür zur Verfügung stand und das ausgewählt wurde, bestand aus den offiziellen Dokumenten der ungarischen Regierung und der verschiedenen

Verlautbarungen des Kardinals. Als Material für das allgemeine Thema der russischen Ausdehnungsbestrebungen in Europa wurde vor allem das Buch verschiedener Mitglieder des Overseas Press Club „As we see Russia“ benutzt. Dazu kam eine Anzahl von Berichten der Untergrundbewegung in Ungarn und ungarischer Emigranten in Amerika.

Lavery setzte große Hoffnungen auf den Film. Er betrachtete ihn als einen Aufruf an das Gewissen der Menschen und war davon überzeugt, daß er Widerhall finden würde, da das Gefühl für die persönliche Freiheit von ihm als eine der wenigen übrig gebliebenen allgemeingültigen Werte der westlichen Menschheit angesehen wird. Als es sich aber darum handelte, den Film zu finanzieren, stieß er auf merkwürdige Schwierigkeiten. Es stellte sich heraus, daß das Geld für den Film nicht aufzubringen war. Die russische Propaganda gegen Kardinal Mindszenty, die sich vor allen Dingen auf drei Punkte stützte, nämlich daß der Kardinal faktischen Verrat an Ungarn begangen habe, daß er antidemokratisch und antisemitisch war, hatte eine Atmosphäre geschaffen, die die großen Geldgeber zu einem zurückhaltenden Verhalten disponierte. Lavery betont ausdrücklich, daß die großen jüdischen Organisationen Amerikas an dieser Propaganda nicht teilgenommen haben, ja daß sie sich sogar ausdrücklich, so z. B. in einer gemeinsamen Erklärung des amerikanischen jüdischen Komitees, des jüdischen Arbeiterkomitees und der jüdischen Kriegsteilnehmer, für den Kardinal eingesetzt hatten. Aber es gab trotzdem eine Art Flüsterkampagne, die zwar vollkommen unorganisiert erschien, aber doch starken Einfluß ausübte. Öffentlich geäußert wurde vor allen Dingen der Einwurf, daß es viel zu früh sei, das Thema des Prozesses zu verfilmen, da die Frage der Schuld oder Nichtschuld des Kardinals ungeklärt sei und es durchaus noch möglich sei, daß neue Tatsachen auftauchten.

Lavery sah jedoch der Entwicklung der Dinge mit Ruhe zu, da er überzeugt war, daß es ein durchaus falscher Schritt gewesen wäre, öffentlich etwas gegen die Flüsterpropaganda zu unternehmen. Seine abwartende Haltung behielt recht. Im August vorigen Jahres fand sich endlich ein mutiger Geldgeber, so daß mit der Produktion des Films im September begonnen werden konnte. Und sein Zutrauen, daß der Film als eine Waffe im Kampf um die allgemeingültigen Grundsätze der Menschenrechte aufgefaßt werden würde, und seine Überzeugung, daß er deswegen nicht als eine rein katholische Aktion unternommen werden dürfte, wurde durch die Zusammensetzung der Gruppe, die die Produktion des Films unternahm, ebenfalls bestätigt. Die Produzenten des Films sind Juden. Der Hauptgeldgeber ist Methodist.

Zum Schluß seines Berichtes stellt sich jedoch Lavery die Frage, wie es denn habe kommen können, daß die öffentliche Meinung in einer solchen Weise ablehnend und im allgemeinen mehr den Argumenten der Budapester Regierung und ihrer russischen Hintermänner als der Sprache der Tatsachen zugänglich gewesen sei. Er gibt eine Antwort, die er zwar nur als eine Vermutung bezeichnet, aber jedenfalls als Anlaß zu einer Gewissensforschung für wichtig genug hält, um sie auszusprechen. „Ich glaube“, so sagt er, „daß der Kardinal sich in Wirklichkeit nicht für seine, sondern für unsere Sünden vor dem Richter zu verantworten hatte. Vor dem Forum der öffentlichen Meinung der Welt wurde er danach beurteilt, was

viele von uns getan oder verabsäumt haben. Wenn die Flüsterpropaganda sagte, daß der Kardinal antidemokratisch sei, meinten ihre Träger offenbar, daß diejenigen Katholiken, die sie kannten, nicht so demokratisch seien, wie sie sein sollten. Wenn gesagt wurde, daß der Kardinal antisemitisch sei, sollte das wohl heißen, daß die einzigen Katholiken, die man kannte, nicht so freundschaftlich zu ihren jüdischen Brüdern standen, wie sie stehen sollten. Wenn gesagt wurde, daß der Kardinal und der Papst zusammen konspirierten, um die ganze Welt in einen unmittelbar bevorstehenden Krieg mit der Sowjetunion zu führen, so hieß das, daß die einzigen Katholiken, die man kannte, mehr kriegerisch als friedlich gesinnt seien. Sie wußten zwar nicht sehr viel über die unaufhörlichen Bemühungen des Papstes um den Frieden, und sie wußten noch weniger über Kardinal Mindszenty, und sie wußten auch nicht viel über die großen geistigen Führer des Katholizismus. Aber sie glaubten, daß sie ihre unmittelbaren Nachbarn doch einigermaßen gut kannten. Aus dieser Kenntnis ihrer Nachbarn leiteten sie entsprechende Verallgemeinerungen ab.“

Katholische Ehevorbereitungskurse in Kanada

Vor 14 Jahren gründeten die kanadischen Katholiken an der Staatsuniversität Ottawa ein „Katholisches Zentrum“, um dem Vorwurf zu begegnen, es fehle den Katholiken an Mut und Phantasie, sich auf akademischem Felde zur Geltung zu bringen. Zu seinen weitreichendsten und erfolgreichsten Unternehmungen gehören seine Ehevorbereitungskurse, die gemäß der Enzyklika „Casi Connubii“ zum Neuaufbau der katholischen Familie beitragen sollen. Sie verdanken ihr Bestehen einer Anregung, die von der „Christlichen Arbeiterjugend“ (JOC) ausging.

Nach eingehendem Studium der Enzyklika veranlaßte diese Bewegung eine Enquete, die die im Volke herrschenden Auffassungen über die Ehe zum Gegenstand hatte. Die Resultate waren erschreckend und offenbarten, wie tief heidnische Ansichten in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen waren. Selbst bei guten Katholiken zeigte sich eine erstaunliche Unkenntnis vom sakramentalen Sinn der Ehe. Es schien also eine vordringliche Aufgabe zu sein, dem Übel abzuweichen.

Der Gründer der kanadischen JOC, Pater Henri Roy, begann das Werk mit der gemeinsamen Trauung von 100 sorgfältig vorbereiteten Brautpaaren auf einem Nationalkongreß der JOC. Im Anschluß daran rief er den Ehevorbereitungsdienst ins Leben, der aber durch den Krieg in seiner Entwicklung gehemmt war. Zur gemeinsamen Überwindung dieser Schwierigkeiten taten sich nun die JOC und das „Katholische Zentrum“ zusammen. Zunächst wurde ein vollständiger Ehevorbereitungskurs ausgearbeitet, der den Unterrichtslehren als Grundlage und Handbuch dienen sollte.

Das Handbuch

Das Handbuch umfaßt auf 400 Seiten 15 Kapitel folgenden Inhaltes:

1. Die gegenwärtige Situation der Ehe.
2. Der Freund, der Bräutigam, der ideale Gatte.
3. Wahre Liebe — falsche Liebe.
4. Bekanntschaft und Verlobung.
5. Männliche und weibliche Psychologie.
6. Wirtschaftliche Vorbereitung.
7. Das Geheimnis der Ehe.
8. Die Trauung.
9. Die Ehe vom gesetzlichen Standpunkt.
10. Anatomie und

Physiologie. 11. Geschlechtsverkehr, Schwangerschaft, Geburt, Säuglingsernährung. 12. Hygiene, venerische Krankheiten. 13. Über Erlaubtes und Verbotenes in der Ehe. 14. Flitterwochen. 15. Abschluß, allgemeiner Überblick.

Man kam dann auf den originellen Gedanken, dieses Handbuch in den Dienst eines brieflichen Fernunterrichtes zu stellen. Deshalb wurde das Buch nicht in einen Band gebunden, sondern jedes Kapitel für sich als Broschüre gedruckt. Die Broschüren werden nur einzeln und nacheinander versandt. Dadurch wird erreicht, daß der Leser alle 15 Lektionen aufmerksam studiert. Die ersten Kapitel geben ihm die nötige religiöse Reife und Grundhaltung, um die sexuellen Themen der späteren Kapitel, die natürlich im allgemeinen am meisten interessieren, richtig zu verstehen und zu werten.

Das Fernunterrichtsverfahren

Wegen der weiträumigen Siedlungsweise in Kanada ist es für viele Brautpaare schwierig, an einem mündlichen Unterrichtskurs in ihrer Pfarrei teilzunehmen. Das „Katholische Zentrum“ bot ihnen die Möglichkeit, sich brieflich über die Ehe unterrichten zu lassen.

Wenn sich jemand an den Ehevorbereitungsdienst um Auskunft wendet, bekommt er zunächst einen Prospekt zugesandt, der ihm über den Verlauf des Kursus und die Eintrittsbedingungen Aufschluß gibt. Die Bewerbung des Teilnehmers muß von einem ihm bekannten Priester unterzeichnet sein. Diese zunächst so willkürlich scheinende Forderung hat den Sinn, zwischen dem Priester und dem Ehe Kandidaten schon vor der Aufgebotsbestellung einen gewissen Kontakt zu schaffen. Dabei ergibt sich die Möglichkeit, über manche Eheprobleme zu sprechen. Nach Erhalt der Teilnahmeerklärung sendet der Ehevorbereitungsdienst dem Kandidaten die erste Lektion, die er gründlich durcharbeiten und in einer schriftlichen Arbeit zusammenfassen muß. Die Hausarbeit wird vom Ehevorbereitungsdienst durchgesehen. Bemerkenswerte Äußerungen werden notiert, und für jede Antwort auf die gestellten Fragen werden Zensuren erteilt. Die Arbeiten werden dann dem Kandidaten zur Selbstkorrektur zurückgesandt und mit ihnen die folgende Lektion.

Nach Abschluß des Kurses legt der Kandidat ein Examen ab und erhält ein Zeugnis, das aber nicht ihm, sondern dem Geistlichen, der den Anmeldeschein unterschrieb, ausgehändigt wird. Dadurch wird der Kandidat genötigt, diesen Geistlichen nochmals aufzusuchen und ihm Rede und Antwort zu stehen. Dann wird ihm das Zeugnis überreicht. Es wird von den Pfarrämtern als Ersatz für den Brautunterricht anerkannt.

Es ist erstaunlich, daß die leicht ersichtlichen Schwierigkeiten einer solchen Methode im allgemeinen gut überwunden worden sind und daß sie immer weitere Verbreitung findet.

Um den Gedanken der christlichen Trauung noch eindringlicher zu betonen und auch die Hochzeitsgäste darauf hinzuweisen, gibt der Ehevorbereitungsdienst Formulare für Hochzeitseinladungen heraus, denen in einer geschmackvollen Broschüre der Text der Trauungsmesse beigefügt ist.

Erfreulich und betrüblich zugleich ist die Tatsache, daß sich auch viele längst Verheiratete zur Teilnahme an den Kursen melden. Das zeigt, daß diese Menschen ohne rechte Vorbereitung ihre Ehe schlossen, nun aber das Bedürfnis haben, das Versäumte nachzuholen. Der Ehevorbereitungsdienst

will es für die Zukunft unmöglich machen, daß junge Leute die Verantwortung einer Ehe ohne genügende Vorbereitung auf sich nehmen.

Erfolge

Der Ehevorbereitungsdienst hat in den Jahren seines Bestehens großen Segen gestiftet. Für viele Priester sind die Kurse zum unentbehrlichen Hilfsmittel für ihre seelsorgliche Arbeit geworden. Gegenwärtig bedienen sich ihrer mehr als 9000 Priester in Kanada und USA. Das Handbuch ist bisher in französischer, englischer und portugiesischer Sprache erschienen; Übersetzungen in andere europäische und orientalische Sprachen sind in Vorbereitung.

Bemerkenswert erscheint auch die Tatsache, daß an einer Organisation mündlicher Kurse im englischsprechenden Kanada gearbeitet wird, französischsprachige werden von der JOC bereits durchgeführt. In größeren Orten werden die Ehebewerber mehrerer Pfarreien vor den beliebtesten Heiratsterminen Weihnachten, Ostern und Mittsommer in solchen mündlichen Kursen geschult.

Was sich erreichen läßt, zeigt das Beispiel des Bischofs von Cloud in den Vereinigten Staaten, der innerhalb kurzer Zeit 375 Exemplare des Handbuches benötigte, weil die Zahl der mündlichen Kurse in seinem Bistum ständig im Wachsen begriffen ist. Wie groß mag der Segen sein, der durch den Eifer dieses Bischofs und seiner Mitarbeiter über viele junge Ehen und Familien kommt!

Aus den Missionen

Pax-Romana-Bericht über den Geist der asiatischen Studenten „Pax Romana“, die Monatsschrift der internationalen katholischen Studentenvereinigung gleichen Namens, bringt in ihrem Blatt vom 5. November 1949 eine große Reportage des Direktors des Untersekretariats der Missionen des Verbandes, P. Joseph Masson, über die Mentalität der asiatischen Studenten. P. Masson hat selber eine Rundreise durch die Länder des Fernen Ostens gemacht und ihre katholischen Universitäten besucht; er hat mit vielen Professoren und Studenten reden können und ein einigermaßen zutreffendes Bild von den an den östlichen Universitäten herrschenden Strömungen mit nach Hause gebracht. In seinem Bericht geht er besonders auf die Gefahren ein, durch die der Geist der asiatischen Jugend bedroht ist.

An erster Stelle nennt er den übersteigerten Nationalismus. Aber diese Gefahr ist dennoch heute nicht mehr die vordringlichste. Im Vordergrund steht durchaus die Gefahr der kommunistischen Propaganda. Diese erreicht ebenso die Massen wie die Intellektuellen. In dieser Zeit, da die Massen Asiens anfangen, sich ihres tiefen Elends bewußt zu werden und sich dagegen aufzulehnen, treten zahlreiche Intellektuelle an ihre Seite und helfen ihnen mit leidenschaftlichem Einsatz, und die Studenten stehen hier an erster Stelle. Sie werden dazu bewegt durch berechnete Forderungen: sie wünschen vor allem, der Gerechtigkeit zu dienen und einen sozialen Fortschritt zu verwirklichen. Diesen allerdings sehen sie in erster Linie von einem wirtschaftlichen, weniger von einem geistigen Standpunkt aus. Sie fordern einen höheren Lebensstandard und mehr Sicherheit, denken weniger an die menschliche Achtung, gründlichere Bildung usw. Tatsächlich sind die materiellen Verhältnisse der großen Massen in Asien sehr trostlos und eine Lösung dieser materiellen Probleme

von dringendster Notwendigkeit. Die japanischen Studenten ebenso wie die chinesischen spüren diese Not z. T. am eigenen Leib. Professoren, Studenten, die in Europa gewesen sind, Emissäre der kommunistischen Partei, alle diese haben zumal die chinesischen Studenten mit den Lehren des Kommunismus bekannt gemacht, und sie haben diese aufgenommen.

Etwas anders ist die Lage in Indien. Hier wird die kommunistische Woge durch den Nationalismus in etwa in Schranken gehalten; es ist jedoch nicht sicher, daß es so bleibt. In gewissen Universitätskollegs ist die kommunistische Propaganda schon tief eingedrungen. Auch hier appelliert sie an die edelsten Gefühle junger Menschen, das Mitgefühl mit den leidenden Massen, die berechtigten Hoffnungen auf ein besseres Leben.

Wenn man dagegen die Frage aufwirft, warum die junge Generation Asiens die Lösung ihrer Probleme nicht bei den demokratischen Systemen sucht, so muß man darauf antworten: die Demokratien haben sie zu sehr enttäuscht. China ist ein Musterbeispiel dafür. Der Kommunismus hat, so sagt P. Masson, gegenüber der Demokratie den immensen Vorteil, daß er in Indien oder Japan noch nicht versucht worden ist. Seine Versprechungen, die durch die idyllischen und unkontrollierbaren Schilderungen aus dem Paradies Rußland unterstützt werden, haben noch den ganzen Glanz eines neuen Ideals bewahrt. Seine Lösungen haben einen Anschein von robuster Einfachheit und offenkundiger Gerechtigkeit. Das bezaubert die Studenten. Und sie werden Anhänger des neuen Glaubens.

Japanische katholische Studenten erzählten, daß ihre kommunistischen Kommilitonen sie oft herausfordernd fragten: Was sind denn eure Ideen? Eure Lösungen? Eure Verwirklichungen? Was tut ihr für das Volk? „Auf diese Fragen können wir nicht leicht antworten.“ So ist also der Kommunismus bei den asiatischen Studenten der große Konkurrent des Glaubens, wie überall.

Rückblick auf die Franziskus-Xaverius-Festern in Japan

Wenn man die Ursprünglichkeit religiösen Ausdrucks der Völker in den Missionsgebieten sieht, hat man das Empfinden, als trügen die Bemühungen des Abendlandes um eine Erneuerung des Christentums deshalb so wenig sichtbare Früchte, weil sie zu verkrampft und problematisch sind, weil es ihnen an echter Vitalität fehlt. Vielleicht liegt das an dem tiefen Unterschied zwischen den Völkern, die das Christentum noch nicht hatten, und denen, die es verloren haben, den ja Paulus schon im Hebräerbrief hervorhebt. Die Missionsvölker, die bisher noch im Dunkel lagen, erwachen mit Begeisterung und Bereitschaft für Christus und sein Reich.

Aus einem Bericht des Jesuitenpaters Hubert Cieslik in den „Katholischen Missionen“ (Jg. 68, Heft 4) vom Winter 1949 ersehen wir, wie Japan die 400-Jahrfeier seines großen heiligen Apostels Franz Xaver beging, wie sie zu einer machtvollen Glaubenskundgebung der japanischen Katholiken wurde und weite Kreise der heidnischen Welt ergriff. Die Gesamtzahl der Beteiligten wird auf 900 000 geschätzt, während Japan erst 130 000 Katholiken zählt.

Trotz ihrer wirtschaftlichen Nöte gingen Regierung und Volk daran, sich durch den Wiederaufbau zerstörter Kirchen, die Errichtung von Denkmälern und Gedächtnisparks würdig auf das große Fest vorzubereiten. Auf dem Martyrer-Hügel beim Nagasaki, wo 1597 die ersten Be-

kennner der Kirche Japans am Kreuz gestorben waren, pflanzte der Kaiser selbst mit eigener Hand neben dem Xaverius-Denkmal einen Baum.

Pilger aus vielen Nationen, vor allem aus Spanien, der Heimat des Heiligen, hatten sich zu den Feierlichkeiten in Japan eingefunden. Die Reliquien, die sie zur Ausstellung und Verehrung mitbrachten, ergriffen die Japaner zutiefst.

Teilnahme des heidnischen Japan

Der Eröffnungsgottesdienst wurde am 29. Mai vor den Trümmern der durch die Atombombe völlig zerstörten, einst größten Kirche Japans in Nagasaki auf Kiushu als Pontifikalamt gefeiert. 8 000 Gläubige nahmen daran teil und zogen am Nachmittag betend und singend in Prozession durch die festlich geschmückten Straßen zum Martyrer-Hügel. Dort verlas der Kardinallegat vor 25 000 Pilgern und etwa 60 000 ehrfürchtigen Zuschauern das Sendschreiben des Papstes, mit dem das Jubiläum eröffnet wurde.

Die zweite Station des Triumphzuges bildete Kagoshima, jene Stadt Japans, die Franz Xaver zuerst betreten hatte. Hier hatte der Krieg die Mission fast völlig zerstört. Aber bald nach dem Kriege war der Glaubenseifer neu und lebendiger denn je erwacht. Eine Höchstzahl an Konversionen und der Bau einer neuen Kirche, die bei den Feierlichkeiten eingeweiht wurde, zeugen dafür.

In der Universitätsstadt Yamaguchi, in der Franz Xaver die erste größere Christengemeinde gegründet hatte, wurden die Pilger vom Gouverneur der Provinz und dem Bürgermeister der Stadt empfangen und begrüßt. Der Kardinallegat enthüllte das große renovierte Denkmal des Heiligen und legte den Grundstein zu einer geplanten Gedächtniskirche. Am Abend veranstaltete die Stadt ein mächtiges Feuerwerk.

Auch die von Kriegseinwirkungen verschont gebliebene Millionenstadt Kyoto, heute wie vor 400 Jahren Mittelpunkt japanischer Kultur und Hochburg des Buddhismus, öffnete dem frommen Pilgerzug ihre Tore. Damals wurde der Heilige als päpstlicher Gesandter abgewiesen, heute wurde der Kardinallegat von den Bonzen offiziell empfangen und erhielt als Geschenk für den Heiligen Vater wertvolle Gemälde eines berühmten japanischen Künstlers.

Beteiligung des Kaiserhauses

Einen Höhepunkt bildeten die Pfingsttage im japanischen Industriegebiet mit einem Pontifikalamt im Nishinomiya-Stadion, vor dessen Eingangspforte ein riesiges goldenes Kreuz zum Himmel ragte. Der Chor der Kunitachi-Musikakademie sang dazu unter Begleitung des Philharmonischen Orchesters von Tokio Beethovens „Missa Solemnis“. 55 000 Menschen, zum größten Teil Nichtchristen, nahmen daran teil. Bei dieser Feier hielt Prinz Takamatsu, der Bruder des Kaisers, der selbst nicht Christ ist, eine Rede, die für die Katholiken Beglückung und Ermunterung, für die Heiden eine neue Botschaft bedeutete. In seinen Ausführungen, die das Lob des Heiligen verkündeten, heißt es u. a.:

„Die Feierlichkeiten haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Der Glaube, den der heilige Franz Xaver vor 400 Jahren nach Japan gebracht hat, ist nicht tot. Er lebt!... Wir Japaner sind fest entschlossen, jetzt den Fußstapfen des Heiligen zu folgen... Wir stehen jetzt

an der Schwelle zu einem neuen Abschnitt des Weltgeschehens... Wir müssen eine neue Epoche gestalten, indem wir den großen Lehren des heiligen Franz Xaver anhängen und sie in unserem gegenwärtigen Leben verwirklichen.“

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Rede auf die Japaner machte, für die ja heute noch das Kaiserhaus im engen Zusammenhang mit der Gottheit steht.

Ihren glänzenden Abschluß fanden die Feierlichkeiten in Japans Hauptstadt. Bei Nacht traf der Pilgerzug mit der Reliquie in Tokio ein und wurde vom Erzbischof in Begleitung vieler Japaner und Amerikaner in die Ignatiuskirche geleitet.

Zum Abschluß des Jubiläums am Dreifaltigkeitssonntag hatten sich im Meiji-Stadion über 30 000 Menschen versammelt, unter ihnen Prinz Takamatsu mit seiner Gemahlin, Vertreter der Regierung, des diplomatischen Korps und der Amerikaner. Sie alle spürten etwas von dem Geist, der von dem großen Apostel Japans ausging.

Diese erste große Kundgebung der Kirche wirkte im Lande sensationell. Die Presse, die in Japan über Millionenauflagen verfügt, widmete diesem Ereignis lange Betrachtungen und veröffentlichte Sondernummern. In dem Leitartikel der „Mainichi Shimbun“, einer der bedeutendsten japanischen Zeitungen, ist folgendes zu lesen: „Es ist eine bedeutsame Tatsache, zu sehen, wie das besiegte Japan heute diesen Heiligen feiert. Wohl deshalb, weil Franz Xaver nicht kam, um Japan Gewehre zu bringen, sondern eine Lehre und einen Kult des Friedens.“

Kult des Friedens — ein Gedanke, den die Öffentlichkeit Japans sehr ernst nimmt. Man sieht in der Feier ein Symbol des ersehnten Friedens.

„Wir stehen jetzt an der Schwelle zu einem neuen Abschnitt des Weltgeschehens“, sagte Prinz Takamatsu. Damit die Welt gerettet werde, muß das Geschehen ein inneres werden. Eine neue innere Hinwendung zu Christus. Die Völker der Missionen harren in Sehnsucht der Zeit ihrer Heimsuchung. Das Abendland soll seine Aufgabe erkennen, ihnen das Evangelium zu bringen, damit es nicht noch durch den Vorwurf belastet werde, den kurz vor dem Kriege ein japanischer Professor erhob:

„Ich habe eure Religion studiert und mich überzeugt, daß sie allen Völkern dauernden Frieden bringen kann. Aber ihr seid dem Befehl eures göttlichen Meisters nicht gefolgt. Ihr besitzt die Wahrheit, aber tut fast nichts, sie unsern 80 Millionen in Japan zu bringen.“

Die religiöse Lage in der Mandschurei

Der Internationale Fidesdienst hat am 3. Dezember eine Darstellung der religiösen Lage in der Mandschurei nach Augenzeugenberichten gebracht, der wir folgendes entnehmen:

Die neue rote Regierung der Mandschurei hat zunächst die gesamte öffentliche Tätigkeit der Missionare lahmgelegt. Wie überall, so hat sie auch hier den religiösen Genossenschaften vor allem die Erziehung aus der Hand genommen und sämtliche Schulen, Seminarien und religiöse Erziehungsanstalten bis zum Ende des Jahres 1948 aufgehoben. Auf dem Land und in den kleineren Städten war den Missionaren im allgemeinen auch jede sonstige Tätigkeit unmöglich gemacht worden, so daß sie ihre Posten aufgaben und in die großen Städte kamen, wo kein Terror herrschte. Seither scheint sich die Situation im ganzen beruhigt zu haben. Die Regierung betont nachdrücklich, daß

im Lande Religionsfreiheit herrsche. Doch ist immer noch ein beträchtlicher Unterschied zwischen den Verhältnissen auf dem Land und denen in der Stadt festzustellen.

In den großen Städten wie Harbin, Sinking, Kirin und Mukden kann der Gottesdienst ungestört abgehalten werden. Die Missionare können sich frei in der Stadt bewegen und ihre Gläubigen aufsuchen.

In Harbin sind über 20 russisch-orthodoxe Kirchen für etwa 40 000 Gläubige offen; sie alle sind unbehelligt geblieben und erfreuen sich sogar des staatlichen Schutzes. Auch die 2 katholischen Kirchen für die Polen und die 2 für die chinesischen Christen genießen volle Freiheit. Die Franziskanerinnen in Harbin, denen Schule und Waisenhaus abgenommen worden sind, dürfen doch ihr Krankenhaus weiter führen. Die Schwestern wohnen in einem Privathaus und leben von ihrer Handarbeit. Ebenso lebten auch die Ursulinen, nachdem ihnen ihre Schule genommen worden war, bis sie im Sommer 1949 zusammen mit den Polen repatriiert wurden.

Die Missionare auf dem Land leben, soweit sie sich an ihrem Ort halten können, zumeist bei Familien in Privathäusern oder auch in bescheidenen Häuschen ihrer früheren Residenz. Nur an sehr wenigen Orten ist ihnen die Kirche oder Kapelle belassen worden. Diejenigen, die in letzter Zeit wieder aufs Land zurückgekehrt sind, haben weder ihre Häuser noch ihre Kapellen zurückerhalten und dürfen sich auch nicht missionarisch betätigen. Sie müssen froh sein, ungestört ihre Privatmesse lesen zu können. Seinen Lebensunterhalt muß jeder sich durch Handarbeit selber verdienen, durch Ackerbau, Viehzucht oder durch sonst ein produktives Handwerk. Es ist ihnen verboten, einen Koch, Katecheten oder sonst einen Diener zu haben. Selbst freiwillige Spenden der Christen oder Meßstipendien wagt der Missionar nur unter großer Vorsicht anzunehmen, da dies als Volksausbeutung gilt. Die ausländischen Missionare können nur in den seltensten Fällen Reiseerlaubnisse bekommen, die zudem von den Schikanen der Lokalbehörden abhängen. Die einheimischen Priester dagegen können wie alle anderen Chinesen wieder frei umherreisen.

Die Christen, eingeschüchtert und verängstigt, zeigen den Missionaren gegenüber große Zurückhaltung. Sie kommen nur vereinzelt zum Sonntagsgottesdienst, der in aller Frühe abgehalten wird, um vor Störungen sicher zu sein; zudem ist jede größere Ansammlung verdächtig und kann neue Verfolgungen herausfordern.

Vielfach bitten die Christen den Missionar, die Gemeinde zu verlassen, weil sie sonst fortwährenden Drohungen und Unterdrückungen ausgesetzt seien. Es ist für die Missionare oft schwer zu unterscheiden, ob sie ihren Gläubigen mehr nützen durch vorläufige Flucht in die Stadt oder durch herausforderndes Ausharren.

Der Staat sucht natürlich vor allem die Jugend fest in die Hand zu bekommen und jeden anderen Einfluß von ihr fernzuhalten.

Wer einen Staatsposten bekleiden will, darf sich nicht mehr religiös betätigen; gewöhnlich muß er dem Glauben offiziell abschwören. Außerdem muß jeder Beamte und Erzieher für die kommunistischen Ideen werben.

Im ganzen sieht man die gegenwärtige Pause in den anti-religiösen Maßnahmen für eine Stille vor dem Sturm an und erwartet einen neuen Ausbruch, dem dann auch das religiöse Leben in den Städten zum Opfer fallen wird.

Der Internationale Fidesdienst meldet (3. Dezember), daß „in Zentraljava zwei Weltmächte, Christentum und atheistischer Kommunismus, dem neuen Indonesien ihre Dienste angeboten“ haben. Der soeben aus der holländischen Oberhoheit entlassene indonesische Staatenbund ist noch in keiner Weise in sich gefestigt. Kriegerische Banden, Eingebornenaufstände drohen in verschiedenen Teilen des weiten Archipels, extremistische Gruppen streben Umwälzungen an — unter diesen vor allem auch die mohammedanische des „Darul Islam“ (Haus des Islam), die auf dem Weg über eine nationale und soziale Revolution einen mohammedanischen Staat in ganz Indonesien schaffen will. Die indonesische Jugend zumal ist einem nationalen Fanatismus verfallen, während die große Masse nur den einen Wunsch hat, nicht wieder in früheres Elend zurückzusinken.

Natürlich ist unter diesen Umständen ein geeigneter Boden für kommunistische Propaganda vorhanden. Ihr vor allem treten die katholischen Missionare entgegen. In Djokjakarta, der Hauptstadt von Zentraljava, hat die katholische Mission bei Behörden und Volk einen guten Namen. Als die Holländer am 30. Juni des vergangenen Jahres ihre Truppen aus der Hauptstadt zurückzogen, blieben die holländischen Missionare, obwohl nun ihres Schutzes beraubt, im Vertrauen auf das Volk auf ihrem Posten. Dieser Entschluß bewies den Einsichtigen unter den indonesischen Nationalisten, daß die Mission kein holländisches Unternehmen war und die Kirche nicht mit der Kolonialmacht verbündet ist.

Die Tätigkeit der katholischen Missionare ist daher nicht nur geduldet, sondern sie wird gewünscht und gefördert. Die katholische Presse hat, durch einen Vertreter der Regierung ermuntert, ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Die katholischen Schulen werden förmlich gesucht, und es ist wahrscheinlich, daß sie von der Regierung unterstützt werden, sobald diese ihre Angelegenheiten einigermaßen geordnet hat.

Wahrscheinlich soll die katholische Schule ein Gegengewicht gegen die kommunistische Propaganda bilden, die gerade bei der Jugend großen Anhang findet. Die indonesische Studentenvereinigung Ikatan Pemuda Peladjar Indonesia z. B. ist schrittweise dem Kommunismus zugeglitten und behandelt alle, die nicht Kommunisten sind, als Faschisten und Imperialisten. Eine starke Propaganda wurde am „Heldentag“ (dem 10. November) für den Weltbund der Demokratischen Jugend getrieben. Zwei Standesorganisationen, der Bund der Indonesischen Gewerkschaften (Sobai) und der Indonesische Frauenbund (Kowani) orientieren sich immer mehr zum Weltbund der Gewerkschaften und zum Internationalen demokratischen Frauenbund hin, den entsprechenden kommunistischen Organisationen. Der Frauenbund scheut allerdings davor zurück, sich öffentlich kommunistisch zu nennen.

Auch die Presse in Djokjakarta ist, wie der Fidesdienst annimmt, weitgehend kommunistisch beeinflusst, was sich vor allem in den begeisterten Artikeln über Mao Tse-tung und die kommunistische Eroberung Chinas äußert.

Um eine gemeinsame Aktionslinie gegenüber diesen Geistesströmungen auszuarbeiten, war für Dezember ein Kongreß aller indonesischen Katholiken von dem katholischen Bischof von Djokjakarta einberufen worden.

Was ist
„Bekennende
Kirche“?

Um unsere Berichterstattung über die Vorgänge in der evangelischen Kirche durchsichtiger zu gestalten, halten wir es für nützlich, gewisse Begriffe zu klären, die immer wiederkehren. Um ihrer neuen Besinnung auf die Wahrheit besser folgen zu können, beginnen wir mit einer Erklärung der schwierigen Vokabel „Bekennende Kirche“, die verschiedene Bedeutung hat und verschiedene kirchengeschichtliche Tatbestände umfaßt.

1. Zunächst war die „Bekennende Kirche“ 1933—34 der organisatorische Zusammenschluß aller derjenigen gläubigen Kreise, die gegen die Vergewaltigung der evangelischen Kirchen durch den Nationalsozialismus und gegen die Häresie der „Deutschen Christen“ mit ihrer Vergötterung des Nationalsozialismus durch Wort und Tat protestierten. Der Protest ging anfangs aus von dem Pfarrernotbund, den Martin Niemöller ins Leben gerufen hatte. Dann erfolgte 1934 der Zusammenschluß in den norddeutschen Provinzen zur „Bekennnisgemeinschaft der Deutschen Evangelischen Kirche“, der sich bald die Landeskirchen von Bayern und Württemberg anschlossen. Man erklärte diese Vereinigung zur „rechtmäßigen“ Deutschen evangelischen Kirche. Auf der Bekenntnissynode von Barmen wurde im Mai 1934 ein theologisches Fundament gesucht, die sog. „Barmer Theologische Erklärung“. Sie sollte diesen Zusammenschluß ungleicher Elemente rechtfertigen. Denn neben den geschlossenen, rechtlich intakten Landeskirchen unter lutherischer Führung standen die „Bruderräte“ in den Kirchengebieten, deren Behörden von den Deutschen Christen beherrscht wurden. Sie waren eine freie Organisation, im eigentlichen Sinne die „Bekennende Kirche“, die den Anspruch machte, gegenüber den für unrechtmäßig erklärten halb staatskirchlichen Organen das Recht zu vertreten. Bei den Bruderräten war der reformierte Einfluß und das synodale Prinzip vorherrschend. Nur ungern machten die Lutheraner in Barmen mit und wählten ihre Vertreter in den „Reichsbruderrat“, der die gemeinsame Leitung dieser kirchlichen Widerstandsbewegung war. Als im Oktober 1934 auch die süddeutschen Bischöfe vom Reichsbischof Müller vergewaltigt wurden, proklamierte die 2. Bekenntnissynode von Berlin-Dahlem das „Notrecht“. Das war der Höhepunkt gemeinsamer Abwehr. Als im November 1934, in der Hoffnung, die Anerkennung des Staates zu erlangen, eine „Vorläufige Kirchenleitung“ unter dem lutherischen Bischof Marahrens gebildet wurde, der als persona grata beim Staat galt, begann eine Ära der Kompromisse, bis es feststand, daß der Staat der „Bekennenden Kirche“ die Anerkennung versagte.

2. So brach auf der Synode von Bad Oeynhausen im Februar 1936 diese „Bekennende Kirche“ auseinander. Mehrere Landeskirchen, besonders Bayern, Baden, Württemberg und Hannover schlossen sich im „Rat der Lutherischen Kirche Deutschlands“ zusammen, aus welcher die heutige VELKD hervorgegangen ist. Ihr Geschäftsführer war Dr. Lilje. Ihre Politik war Zusammenarbeit mit dem Kirchenminister Kerrl, um die staatliche Legalität zu erlangen bzw. ihre landeskirchliche Intaktheit zu retten. Die Bruderräte in den sog. zerstörten Kirchengebieten, vor allem Preußen, Hessen und Sachsen, bildeten eine neue Vorläufige Kirchenleitung, die ihre Aufgabe darin